

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 132 (1964)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 13. FEBRUAR 1964

VERLAG RÄBER & CIE AG, LUZERN

132. JAHRGANG NR. 6

Die Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie tritt in Kraft

Am kommenden 1. Fastensonntag geht die vom Papst bei der feierlichen Promulgation der Liturgie-Konstitution festgesetzte «vacatio legis» zu Ende, mit andern Worten: Am 16. Februar tritt die Konstitution in Kraft. Mit Spannung und mit großer Hoffnung sah man dem «Motu proprio» entgegen, das bestimmen würde, welche Beschlüsse des Konzils auf liturgischem Gebiet sofort verwirklicht werden können und für welche vorerst weitere Anordnungen Roms oder die Beschlüsse der Bischofskonferenzen abgewartet werden müssen. Jedem, der die Konstitution aufmerksam gelesen, muß klar geworden sein, daß eine große Zahl von Bestimmungen erst nach längerer Zeit in Kraft gesetzt werden kann, wenn nämlich die vom Konzil beschlossene und vom Papst einzusetzende Kommission die nötigen vielschichtigen Vorarbeiten geleistet haben wird. Nun hat der Heilige Vater die Leitung dieses «Consilium ad exsequendam Constitutionem de sacra Liturgia» bereits bestimmt: Die Kardinäle Lercaro, Giobbe und Larraona; auf den wichtigen Posten des Sekretariates wurde erfreulicherweise der Sekretär der «Vorbereitenden Konzilskommission», P. Annibale Bugnini CM, berufen¹.

Im «Osservatore Romano» vom 29. Januar 1964 ist das vom 25. Januar datierte «Motu proprio» endlich erschienen. Die deutsche Übersetzung wurde in der letzten Nummer der SKZ, Nr. 5/1964, S. 65/66, veröffentlicht. Man kann nicht verhehlen, daß das «Motu proprio» nicht alle Hoffnungen und Erwartungen erfüllt und daß es — besonders in Nr. 9 — einige Überraschung verursacht. Schon am Tag nach der Publikation, am

30. Januar, erschien im gleichen «Osservatore» ein Artikel, aus dem man den Eindruck gewinnen könnte, er sei von hoher Stelle inspiriert oder gutgeheißen. Aus diesem zweiseitigen Beitrag: «I primi passi della riforma liturgica» spricht eine gewisse Enttäuschung. So schreibt der Verfasser, der mit «s. m.» signiert:

«No, non è molto quel che il Motu Proprio dà... es ist wirklich nicht viel, was das Motu proprio gibt... Es ist jedoch ein sicheres Zeichen, daß das Werk des Konzils — wenn auch langsam und mit unsicheren Schritten — ständig voranschreitet und daß das Wehen des Heiligen Geistes nicht aufgehalten wird, auch wenn das Motu proprio auf den ersten Blick den Eindruck erwecken könnte, es lege diesem Wirken Zügel an.»

Es ist ein bescheidener Anfang, — aber immerhin ein Anfang, und man darf hoffen, daß diesem ersten Schritt Roms bald weitere folgen und daß die Bischofskonferenzen sowie die einzelnen Bischöfe von den ihnen durch Konzilsbeschlüsse eingeräumten neuen Rechten großzügig Gebrauch machen werden.

Inzwischen sollen und wollen wir dankbar annehmen, was das «Motu proprio» uns schenkt. Einiges wird am 16. Februar ohne weiteres in Kraft treten; anderes bedarf der Beschlußfassung durch die Bischofskonferenz. Es mag nützlich sein, die einzelnen Neuerungen aufzuzählen und mit einigen kurzen Bemerkungen zu erläutern.

I. Inhalt des «Motu proprio»

1. Die liturgische Ausbildung des Klerus. Was in einem früheren Artikel² dargelegt wurde, soll sofort verwirklicht werden: Vom kommenden akademischen Jahr an soll die Liturgik in den Seminarien und den Studienhäusern der Orden als «notwendige und besonders wichtige Disziplin», an den Theologischen Fakultäten als «Hauptfach» do-

ziert und das ganze religiöse Leben auf die Liturgie hin und von der Liturgie her geformt werden (Art. 15—17).

2. Liturgische Kommissionen. Die Diözesen müssen einzeln oder mit andern zusammen (z. B. die Bistümer der deutschsprachigen Schweiz) möglichst bald Liturgische Kommissionen sowie Kommissionen für Kirchenmusik und sakrale Kunst einsetzen, die gegebenenfalls eng zusammenarbeiten sollen (Art. 45 und 46).

3. Sonntagspredigt. Gemäß Art. 52 der Liturgie-Konstitution muß immer, wenn nicht schwerwiegende Hinderungsgründe vorliegen, «in den Messen, die an Sonntagen und gebotenen Feiertagen mit dem Volk gefeiert werden», eine Homilie gehalten werden. Es wurde ausdrücklich erklärt, daß hier «Homilie» nicht im engen Sinn als reine Schriftpredigt zu verstehen ist, soll sie doch möglichst alle «Geheimnisse des Glaubens und die Richtlinien für das christliche Leben» darlegen. Doch wird nachdrücklich gewünscht, daß die Predigt «als Teil der liturgischen Handlung...

AUS DEM INHALT:

Die Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie tritt in Kraft

Vor 25 Jahren starb Papst Pius XI.

Um die Einheit der Christen

Griechische Stimmen zum Treffen Papst Pauls VI. mit Patriarch Athenagoras I.

Schlimmer Mißbrauch mit dem Turiner Grablinnen

*Zürich diskutierte:
Wer ist ein Jude?*

Werden und Wachsen eines Priesterseminars im Kongo

Ordinariat des Bistums Basel

Bischöfliche Visitation in einer philippinischen Pfarrei

Christliche Gemeinden in der Türkei

¹ Vgl. dazu «Schweiz. Kirchenzeitung» Nr. 1/1964, S. 6.

² «Schweiz. Kirchenzeitung» Nr. 3/1964 (S. 35—37).

vor allem aus dem Quell der Heiligen Schrift und der Liturgie» schöpfe und «die Botschaft von den Wundertaten Gottes in der Geschichte des Heiles, d. h. im Mysterium Christi» verkünde (Art. 35, 2).

4. *Das Firmament* soll normalerweise innerhalb der Messe gespendet werden. Alle Sakramente führen nach Thomas von Aquin zur Eucharistie hin und sollen deshalb womöglich in die Messe «integriert» werden. Dies gilt vor allem für die beiden Initiationssakramente Taufe und Firmung. Deshalb soll die Erwachsenentaufe (vgl. Art. 66: Es soll eine Messe «Bei der Spendung der Taufe» ins Missale aufgenommen werden) und die Firmung während der Eucharistiefeier, nach dem Evangelium und der Predigt, gespendet werden (Art. 71).

5. *Trauung*. Das gleiche gilt auch von der Liturgie der Ehe: Die Trauung wird in Zukunft während der Brautmesse, nach Evangelium und Homilie und vor den Fürbitten, gefeiert werden. Findet sie jedoch außerhalb der Messe statt, soll analog zur sog. «Vormesse» eine Art «Wortgottesdienst» gehalten werden: Nach kurzen einleitenden Worten (das «Motu proprio» spricht von einer «hortatio», die Konstitution in Art. 35 § 3 von einer «admonitio»; es handelt sich um das, was die Franzosen «monitions» nennen. Die deutsche Übersetzung «Ansprache» ist darum mißverständlich; die eigentliche Ansprache oder Homilie folgt gemäß den Strukturgesetzen der liturgischen Feier erst nach der Verkündigung des Gotteswortes) wird Epistel und Evangelium der Brautmesse vorgelesen. Nach der anschließenden Trauung wird der im *Rituale Romanum*, tit. VIII cap. II, vorgesehene Segen über die Brautleute erteilt (im *Rituale der Diözesen Deutschlands* S. 93 ff.): Psalm 127, Vater-Unser, Versikel und Segensgebete. Da das «Motu proprio» keine einschränkende Bestimmung enthält und da nach Art. 78 der Konstitution immer den Brautleuten der Segen erteilt werden soll, kann angenommen werden, daß dieser Segen auch bei Mischehen erteilt werden darf.

6. *Stundengebet: Prim und Kleine Horen*. Es ist ein Hauptanliegen der Liturgiereform, daß die einzelnen Teile des Stundengebets zur vorgesehenen Zeit gebetet werden können, damit wirklich der Tagesablauf geheiligt wird. Auch dem vielbeschäftigten Seelsorger soll ermöglicht werden, im Offizium möglichst «zeitgerecht» (*hora competenti*) das Gotteslob zu singen. Darum wird die «Matutin» — obwohl der Name beibehalten wird — für die nicht zum Chorgebet Verpflichteten als eine Art

«Lesegottesdienst» aus der zeitlichen Abfolge des Stundengebets herausgelöst. Sie wird also nicht mehr vor den Laudes gebetet werden müssen, sondern kann zu jeder passenden Zeit des Tages gehalten werden. Die «Prim» ist eine monastische Verdoppelung des Frühlobes (die Laudes sind das Morgengebet der Kirche!) und wird ab 16. Februar nicht mehr als Pflichtgebet vorgeschrieben. Da wohl nur verhältnismäßig wenige Priester die «Terz», «Sext» und «Non» zur vorgesehenen «dritten» (9 Uhr), «sechsten» (12 Uhr) oder «neunten» Stunde (15 Uhr) beten können, erlaubt das Konzil, aus diesen drei Horen jene auszuwählen, die «möglichst nahe an die eigentliche Stunde herankommt». Wer also im Verlauf des Vormittags einen Teil des Offiziums beten kann, wird die Terz, mittags jedoch die Sext und während des Nachmittags die Non beten (eine dieser Horen muß selbstverständlich immer gebetet werden). Dafür wird er um so treuer das Morgenlob der Laudes wirklich am Morgen und das Abendgebet der Vesper tatsächlich am Abend und die Komplet am Ende des Tages beten (Art. 89).

7. *Stundengebet: Dispens und Kommutation*. Ab 16. Februar kann der Bischof und der zuständige Ordensobere die Untergebenen in «einzelnen Fällen und aus gerechtem und wohlwogendem Grunde» (in casibus singularibus et de iusta ac bene considerate causa) ganz oder teilweise vom Breviergebet dispensieren oder die Pflicht zum Offiziumsgebet in eine andere Verpflichtung (z. B. ausgedehnte Schriftlesung, Andachtsübung, exercitium pium) umwandeln oder kommutieren.

8. *Stundengebet der religiösen Gemeinschaften und der Säkularinstitute*. Ein weiteres Anliegen der Brevierreform ist: Der Kreis der offiziell von der Kirche Beauftragten, die in ihrem Namen das Officium Divinum beten, soll erweitert werden. Bisher waren nur die Kleriker der höhern Weihen (can. 135) und die Religiösen beiderlei Geschlechtes mit feierlichen Gelübden und Chorpflicht (can. 610) ex officio zu diesem öffentlichen Stundengebet delegiert. Nun wird auch das «Kleine Offizium» der nicht zum Chor verpflichteten Ordensbrüder und Ordensschwester und der Mitglieder der «Instituta saecularia» zum offiziellen Gebet der Kirche erklärt (Art. 98).

9. *Stundengebet in der Volkssprache*. Nach Art. 101 erhält der Bischof und der höhere Ordensobere die Vollmacht, jenen Klerikern, «denen der Gebrauch der lateinischen Sprache ein ernstes Hindernis für den rechten Vollzug des Stundengebets bedeutet», zu erlauben,

das Offizium in der Muttersprache zu beten. Zu dieser Frage ist unten noch einiges zu sagen.

10. *Bischofskonferenz*. Das «Motu proprio» erklärt, daß unter den in Art. 22 § 2 bewußt (um die Bestimmungen des Schemas «De episcopis» nicht zu präjudizieren) ganz allgemein bezeichneten «Bischofsvereinigungen verschiedener Art» die nationalen Bischofskonferenzen zu verstehen sind.

11. *Weitere Reformen*. Es wird erneut eingeschärft, daß ausschließlich die kompetente kirchliche Autorität (d. h. der Papst und nach Maßgabe des Rechtes die Bischöfe) Neuerungen in der Liturgie einführen darf, daß sonst niemand, auch der Priester nicht, berechtigt ist, «nach eigenem Gutdünken in der Liturgie etwas hinzuzufügen, wegzunehmen oder zu ändern» (Art. 22 § 1 und 3).

II. Liturgie und Volkssprache

In Nr. 9 verfügt das «Motu proprio», daß die muttersprachlichen Übersetzungen des Breviers dem Heiligen Stuhl zur Prüfung und Approbation vorgelegt werden müssen. Daran schließt sich die allgemeine Vorschrift, daß auch in allen andern Fällen die Übersetzung eines liturgischen Textes in die Volkssprache der römischen Instanz zur Genehmigung eingereicht werden muß. Gerade diese Bestimmungen gaben und geben Anlaß zu verschiedenen Fragen und Diskussionen.

Schon *formell* fällt auf, daß an eine partikuläre Vorschrift eine so universelle Anordnung angehängt wird. Gewöhnlich werden solche allgemein gültigen Bestimmungen an den Anfang und vor die ins Einzelne gehenden Vorschriften gestellt. Zudem behandeln die andern 10 Punkte des «Motu proprio» eine einheitliche Materie; in Nr. 9 wird eine Ausnahme gemacht und die Einzelverfügung für das Brevier auf alle andern Fälle ausgedehnt.

Vor allem aber *materiell* ergeben sich schwer zu lösende Probleme: Nr. 9 bezieht sich ausdrücklich auf Artikel 101 der Liturgie-Konstitution, der in § 1 dem Bischof gestattet, die Benützung «einer nach Maßgabe von Art. 36 geschaffenen muttersprachlichen Übersetzung» zu erlauben. Dieser Artikel 36 sagt aber deutlich: «Conversio textus latini in linguam vernaculam in Liturgia adhibenda, a competenti auctoritate ecclesiastica territoriali, de qua supra, approbari debet» (Die in der Liturgie gebrauchte muttersprachliche Übersetzung des lateinischen Textes muß von der obengenannten für das Gebiet zuständigen Autorität — d. h. von der Bi-

schofskonferenz eines Landes — approbiert werden). Tatsächlich meldete seinerzeit ein Bulletin des Konzils-Pressebüros³, das Konzil habe in der 34. Generalkongregation in einer eigenen Abstimmung und mit überwältigender Mehrheit diesen Grundsatz angenommen.

Demgegenüber steht aber im «Motu proprio»:

«Varias huiusmodi populares interpretationes (d. h. die muttersprachlichen Übersetzungen) a competenti auctoritate ecclesiastica territoriali propositas, ab Apostolica Sede esse rite recognoscendas atque probandas. Quod ut semper servetur praescribimus, quoties textus quidam latinus a legitima, quam diximus, auctoritate in linguam vernaculam convertetur.»

Wie kann dieser Wortlaut mit jenem der Konstitution in Einklang gebracht werden? Ich weiß es nicht. Jedenfalls haben italienische Zeitungen von einem «Widerspruch» geschrieben.

In einem Erlaß hat der französische Episkopat verordnet:

«In Anwendung von Art. 54 der Konstitution über die heilige Liturgie werden die Lesungen (Biblische Lectio, Epistel, Evangelium) in allen Messen, sowohl in den Missae cantatae wie in den Missae lectae, die in Gegenwart des Volkes gefeiert werden, direkt in der Volkssprache vorgetragen. Dabei benützt man den «Lectionnaire», der den offiziellen liturgischen Text in französischer Sprache bietet. Für Lesungen, die noch nicht in diesem Buch enthalten sind, können «à titre provisoire» die Übersetzungen der Meßbücher benützt werden, die im Anhang verzeichnet sind»⁴.

Nach der Publikation dieser «Ordonnance» berichteten französische Zeitungen mit Berufung auf «kompetente vaticanische Stellen», Rom werde zu diesen Bestimmungen «Nein» sagen. Daraufhin wurde in einer Mitteilung der Agence France-Presse aus Rom erklärt, daß diese Meldung in Konzilskreisen keine Bestätigung finde und daß «einzig die Organe des Konzils (!) in dieser Materie zuständig seien»⁵. Am 7. Februar erschien in der gleichen Zeitung «La Croix» eine «Richtigstellung» des französischen «Secretariat national de l'information religieuse», in der es u. a. heißt:

«1. Die Verwendung der Volkssprache in der Liturgie und im Officium Divinum ist geregelt in den Art. 36 und 101 der Konstitution. Art. 36 § 4 bestimmt namentlich, daß die in der Liturgie zu verwendende Übersetzung des lateinischen Textes durch die für das bestimmte Gebiet zuständige

kirchliche Autorität approbiert werden muß.

3. Wenn der französische Episkopat die vom 14. Januar datierte «Ordonnance» erlassen hat, so macht er nur von den Vollmachten Gebrauch, die ihm zur Zeit zustehen (l'episcopat français a donc usé des pouvoirs qui sont actuellement les siens).»

Vor 25 Jahren starb Papst Pius XI.

In der Morgenfrühe des 10. Februar 1939 schloß Pius XI. nach einem 17jährigen Pontifikat die Augen für diese Welt. Seit seinem Tod ist ein bewegtes Vierteljahrhundert vorübergegangen. Noch immer steht die Gestalt des unerschrockenen Kämpfers für die Freiheit und die Rechte der Kirche vor dem geistigen Auge jener, die diese Jahre miterlebt haben. Darum verdient der vor 25 Jahren heimgegangene Papst auch in diesem Organ ein kurzes Gedenkwort.

Achille Ratti, der spätere Pius XI., war am 31. Mai 1857 im kleinen lombardischen Städtchen Desio, wenige Bahnstationen unterhalb Chiassos, geboren. Bis zum Alter von 60 Jahren lebte er verborgen in der Welt der Bücher und der Wissenschaft. Zuerst stand er als Präfekt der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand vor, dann leitete er in Rom die Vatikanische Bibliothek. Nur den Gelehrten war er bekannt, die nicht zahlreich und meist schweigsame Menschen sind, denn die wahre Wissenschaft liebt es nicht, mit sich zu prunken. Aber Gott hatte mit Achille Ratti seine eigenen Pläne, die oft jene der Menschen durchkreuzen. Papst Benedikt XV. (1914—1922) holte den bisherigen Präfekten Ratti aus seiner Verborgenheit hervor und sandte ihn am Ende des ersten Weltkrieges 1918 als Apostolischen Visitator nach Polen, das damals seine nationale Unabhängigkeit wiedererlangt hatte. Wenige Monate darauf wurde Ratti zum Erzbischof und Nuntius in Warschau ernannt. Er bewies großen persönlichen Mut und Uner-schrockenheit — eine Charaktereigenschaft, die ihn auch später als Papst auszeichnete —, als er in den kritischen Tagen, im August 1920, da die Russen vor der polnischen Hauptstadt standen, seine Residenz nicht verließ, sondern ausharrte. Ein Jahr darauf zog er als Oberhirte des größten italienischen Bistums in Mailand ein. Nur fünf Monate verbrachte er in der Metropole der Lombardei, dann wurde er am 6. Februar 1922 zum Papst erkoren. In nicht ganz fünf Jahren hatte ihn der Weg aus der Stille der Bibliothek auf den Thron Petri geführt.

Alle diese Tatsachen werfen Fragen auf, die heute nicht eindeutig beantwortet werden können. Wir wagen jedoch, mit Zuversicht den Beschlüssen der kommenden schweizerischen Bischofskonferenz (16./17. Februar) entgegenzusehen.

Anton Hänggi

Sein Regierungsprogramm hat Pius XI. im ersten Rundschreiben «Ubi arcano» vom 23. Dezember 1922 in die Worte gekleidet: «Pax Christi in regno Christi». In einer des wahren Friedens beraubten Welt verkündete der Papst das Königtum Christi, zu dessen Ehren er ein eigenes Fest einsetzte. Immer wieder wies er auf das Königtum Christi hin, so auch in den großen programmatischen Rundschreiben über die christliche Erziehung («Divini illius Magistri», 1929), über Ehe und Familie («Casti connubii», 1930), die christliche Gesellschaftsordnung («Quadragesimo anno», 1931) und über das Priestertum («Ad catholici sacerdotii», 1935). Die Laien rief er auf zur Katholischen Aktion und wurde so der Bahnbrecher für die Mitarbeit der Laien an der Ausbreitung des Reiches Christi. In manchen Belangen hat der weitsichtige Papst unserer Gegenwart vorgearbeitet, so durch sein liebendes Verständnis für die Ostkirche, die Heranbildung eines einheimischen Klerus in den Missionsländern, zu deren Leitung er erstmals einheimische Oberhirten berief.

Die Politik Pius' XI. hat Kardinal Cere-retti mit den Worten umschrieben: «Die diplomatische Tätigkeit des Heiligen Stuhles dringt darauf, den christlichen Geist in die Gesetzgebung der Völker eindringen zu lassen und den Staat, die Kirche als geistige Macht anzuerkennen, die über den Nationen steht.» Das kommt zum Ausdruck in den zahlreichen Konkordaten, die unter Pius XI. in der Nachkriegszeit geschlossen wurden. Darin führte der Papst die Linie Benedikts XV. weiter, indem er die Kirche der durch den Frieden von 1918 geschaffenen Lage anzupassen suchte. Das bedeutendste äußere Ereignis dieser Konkordatstätigkeit war die Lösung der Römischen Frage und die Aussöhnung des Papsttums mit dem damaligen Königreich Italien. Durch die Lateranverträge vom 11. Februar 1929 wurde der über sechs Jahrzehnte dauernde Zwist glücklich beigelegt.

Wäre Pius XI. in den Jahren 1929 oder 1930 gestorben, würde er vielleicht in der Geschichte als der Papst der Missionen oder der zielbewußte Fortsetzer

³ Vgl. KIPA-Meldung vom 6. Dezember 1962.

⁴ Vgl. «La Croix» vom 1. Februar 1964, KIPA-Meldung vom 2. Februar 1964.

⁵ «La Croix» vom 6. Februar 1964.

der Konkordatspolitik Benedikts XV. oder der Papst der Katholischen Aktion weiterleben. Doch die Vorsehung bewahrte ihn am Leben. So ist die zweite Etappe des langen Pontifikates Pius' XI. gekennzeichnet durch den unerschrockenen Kampf des Papstes gegen die totalitären Systeme des Faschismus, Nationalsozialismus und des atheistischen Kommunismus. Vor allem ging es hier um die Rechte der Kirche auf die Jugend. Allein 34 Protestschreiben hat der unerschrockene Papst wegen der Bedrückung der Kirche in Deutschland durch Hitler an die damalige Reichsregierung gesandt.

Den Höhepunkt dieses dramatischen Kampfes stellte wohl das Rundschreiben «Mit brennender Sorge» dar. Am 14. März 1937 hatte Pius XI. seine auf deutsch verfaßte Enzyklika wider den Nationalsozialismus unterzeichnet. Das Rundschreiben wurde im geheimen nach Deutschland gebracht und ebenso geheim in zwei Exemplaren allen Pfarrern ausgeteilt. Manche Pfarrer schlossen es in den Tabernakel ein, wo man das päpstliche Dokument am wenigsten suchen würde. Damit die Gestapo das Verlesen der Enzyklika nicht verhindern konnte, sollte sie in allen Gotteshäusern des Reiches zur gleichen Stunde verlesen werden. So kam es auch. Am Palmsonntag, dem 21. März 1937, wurde das Papstwort von allen Kanzeln verlesen, worin die nationalsozialistischen Irrlehren von der höchsten kirchlichen Autorität öffentlich und feierlich verurteilt wurden. Pius XI. erhob darin auch gegen die Unterdrückung des katholischen Schulwesens und der katholischen Presse Protest. Wenn der Papst in diesen Fragen beim Staat vorstellig werden konnte, so deshalb, weil er Vertragspartner war, d. h. weil er ein Konkordat abgeschlossen hatte. Pius XI. wollte nicht nur protestieren, sondern mit seiner Botschaft auch den reinen Glauben an Gott, an Christus, an die Kirche, an den Primat stärken; er forderte saubere religiöse Grundbegriffe, behandelte den Glauben als Grund der Sittlichkeit und des Rechts. Der Papst wandte sich an die Jugend, die Priester und Ordensleute und die treugebliebenen Laien.

Das Rundschreiben Pius XI. fand besonders in Deutschland einen ungeheuren Widerhall. Wohl kein Papstschreiben der Neuzeit war von so durchschlagender Kraft wie die Enzyklika gegen den Nationalsozialismus. Damals erschien in einer Zeitung der gestiefelte Diktator vor den Riesentürmen des Kölner Doms. Darunter standen die paar Worte: «Kleiner Mann, was nun?» Pius XI. hat am Schluß seines Schrei-

bens eigens hervorgehoben, daß er jedes Wort auf der Waage der Wahrheit und der Liebe abgewogen habe; er habe weder sich durch unzeitgemäßes Schweben noch durch unnötige Strenge, die Herzensverhärtung bewirke, schuldig machen wollen. Die kompromißlose Haltung des Papstes ist auch in aller Welt anerkannt worden. Sie war in jenen Jahren keineswegs selbstverständlich, wo die meisten Staaten mit dem nationalsozialistischen Deutschland normale Beziehungen unterhielten.

Auch in Italien verschärften sich die Gegensätze immer mehr, namentlich als die heidnische Rassenlehre des braunen Regimes auch im Süden Fuß faßte. Das Verhältnis zwischen Mussolini und dem Papst war in den letzten Lebensjahren Pius XI. sehr gespannt. Man wußte in Italien zu gut, daß der Papst der einzige Mann war, den der Diktator fürchtete.

Dabei war Pius XI. von einer geradezu kindlichen Frömmigkeit. Kardinal Verdier von Paris, der am 29. Dezember 1929 vom Papst persönlich zum Bischof geweiht wurde, pflegte wiederholt seinen Priestern zu erzählen, welchen Eindruck auf ihn dessen tiefe Frömmigkeit machte, als er mit ihm die Konsekrationmesse feierte. Zweimal wiederholte Pius XI. in einem der liturgischen Gebete vor der Kommunion die Bitte: «Et a te nunquam separari permittas» (laß mich niemals von Dir getrennt werden). Dabei sah der neugeweihte Pariser Oberhirte deutlich, wie der Papst weinte.

Pius XI. starb unter menschlich tragischen Umständen. Am 11. Februar 1939 wollte er den 10. Gedenktag des Abschlusses der Lateranverträge begehen. Die Rede an die Bischöfe Italiens hatte der Papst bereits niedergeschrieben. Gespannt wartete die Öffentlichkeit auf das Papstwort. Da holte der Tod am Vorabend jenes Tages Pius XI. heim. Der Papst hatte seine Aufgabe erfüllt, die ihm der Herr zugedacht hatte. Pius XII., der als Staatssekretär seinen Vorgänger gut gekannt hatte, stellte ihm das Zeugnis aus: «Pius XI. gehört zu den Menschen, welche die Vorsehung nur einmal in Jahrhunderten schenkt.» Darum bleibt sein Andenken auch nach einem Vierteljahrhundert bei uns in Ehren*.

Johann Baptist Villiger

* Der heutige Kardinal Carlo Confalonieri war jahrelang als Sekretär einer der intimsten Mitarbeiter Papst Pius XI. Er hat seine persönlichen Erinnerungen an den großen Papst in einer Biographie «*Pio XI, visto da vicino*» festgehalten. Sie ist erschienen anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages Pius XI., am 31. Mai 1957. Im folgenden Jahr erschien das Buch in deutscher Sprache «*Pius XI. aus der Nähe gesehen*», Aschaffenburg, Paul Pattloch-Verlag, 1958, 382 Seiten. In dieser Biographie zeigt Kardinal Confalonieri nicht sosehr die innerkirchliche Tätigkeit Pius XI. als vielmehr dessen menschliche Seiten. Der Leser erhält aus dem Munde eines Augenzeugen und vertrauten Mitarbeiters des Papstes ein lebendiges Bild von der erstaunlichen Arbeitskraft und dem Tagewerk Pius XI. Wir können diese Biographie anlässlich des 25. Gedenktages des Todes Pius XI. allen an der Papstgeschichte der neuesten Zeit interessierten Lesern nur empfehlen.

J. B. V.

Um die Einheit der Christen

Briefwechsel zwischen lutherischem Bischof und Apostolischem Delegaten in Norwegen

Das für das überwiegend nichtkatholische Skandinavien bemerkenswerte neue Klima im Verhältnis zu den Katholiken wird aus einem Briefwechsel fühlbar, der Anfang Dezember 1963 zwischen dem Apostolischen Delegaten für die skandinavischen Länder, *Erzbischof Bruno Heim*, Kopenhagen, und dem norwegischen Primas *Bischof Smemo* in Oslo stattgefunden hat. Die norwegischen Bischöfe hatten sich gemeinsam zu Moralfragen der christlichen Öffentlichkeit in Norwegen geäußert. Erzbischof Dr. Heim beglückwünschte darauf in einem Schreiben den norwegischen Primas «zu diesen klaren und mutigen Äußerungen». Man bekomme nicht oft «ein so besorgtes

und zutreffendes Hirtenwort zu lesen, und ich freue mich besonders, feststellen zu können, daß wir in dieser Sache Wort für Wort und auch dem Geiste nach mit Ihnen völlig übereinstimmen». Bischof Smemo dankte dem Apostolischen Delegaten auch im Namen der übrigen Bischöfe «tiefbewegt» für seine Zustimmung. In seinem Antwortschreiben heißt es u. a.: «Meine Amtsbrüder und ich haben die letzten Wochen viele schöne Zeichen des Verständnisses und des Widerhalles erfahren. Aber ich darf versichern, daß kaum ein anderer Brief mich so gefreut hat wie der Ihrige. Ich wußte es schon, aber doch war es ein so schönes Erlebnis, es bestätigt zu sehen, wie Ihre Kirche und die Unsrige sich in solchen grundlegenden christlich-moralischen Fragen begegnen und ein gemeinsames Zeugnis ablegen können.»

(EDC)

Bischof Dibelius ruft evangelische Kirche zur Glaubensfestigkeit

Über die ganze Welt hin werde es als ein verheißungsvolles Zeichen betrachtet, bemerkte Bischof Dibelius-Berlin in einem Rückblick auf das vergangene Jahr 1963 in der Tageszeitung «Die Welt», daß sich eine gewisse Starrheit der Katholischen Kirche seit dem Konzil zu lockern beginne. «In der evangelischen Kirche liegen die Dinge anders», fährt der Bischof fort. «Hier kann es sich nicht um Auflockerung handeln, sondern um das Gegenteil. In der evangelischen Kirche ist alles so ‚aufgelockert‘, daß man den Eindruck haben könnte: Was ist da überhaupt noch fest? Keine Tradition, die nicht von den Theologen in Frage gestellt würde; kein Problem, über das nicht bis zur Erschöpfung diskutiert würde. Das Schlimmste ist dabei, daß diese Unsicherheit in den meisten Fällen nicht von innen, sondern von außen kommt», meint der evangelische Bischof. «Man möchte für alles aufgeschlossen sein, was die moderne Welt bewegt; man möchte für alles Raum haben, was nach Zukunft aussieht, auch wenn es von radikalen Angriffen auf den christlichen Glauben begleitet ist. Über alles werden Bücher über Bücher geschrieben, aber zu einer Entscheidung und zu praktischer Tat will es nicht kommen.» Das deutsche Volk brauche wieder eine evangelische Kirche, schließt Bischof D. Dibelius, die dem Volk vorlebt: «nicht die Beschäftigung mit Problemen, sondern nur ein fester Glaube, der nicht die gesellschaftlichen Entwicklungen als etwas Unveränderliches hin nimmt und das christliche Denken damit in Einklang zu bringen sucht, sondern der von den Weisungen Gottes ausgeht und kein Opfer scheut» könne die Erneuerung bringen. (EDC)

Kardinal Frings warnt vor ökumenischen Illusionen

Einige Äußerungen von Kardinal Frings in seiner Ansprache zum Jahresende im Kölner Dom haben auf katholischer wie auf evangelischer Seite Aufsehen erregt. Kardinal Frings hatte erklärt, er bejahe zwar den ökumenischen Geist als eine Tat des Heiligen Geistes im II. Vatikanischen Konzil; er warne aber auch vor Gefahren der katholischen Bemühungen. Mit einem Aufgeben irgendwelcher Dogmen der Kirche sei nicht zu rechnen. Die Katholische Kirche werde «kein Jota» ihrer Wahrheit fallen lassen. Sie werde auch weiterhin «Mischehen als ein Übel» ansehen und an einer katholischen Erziehung

katholischer Kinder in katholischen Schulen festhalten.

Diese Äußerungen des Kardinals sind als Warnung vor Illusionen im ökumenischen Gespräch durchaus zu begrüßen. Sie sind insbesondere gegenüber einer Deutung der ökumenischen Beziehungen und einer künftigen Einigung der christlichen Kirchen angebracht, die gegenwärtig immer wieder durch Stimmen des deutschen Protestantismus nahegelegt wird. Diese erweckt die Hoffnung, als sei die Katholische Kirche seit dem 2. Vatikanischen Konzil auf dem Wege, über gewisse Dogmen (etwa das Unfehlbarkeitsdogma, Mariendogmen) mit sich reden zu lassen, und Ehen zwischen Christen, die nicht im gleichen Glauben stehen und nicht an einem Altar Gemeinschaft haben, grundsätzlich gutzuheißen. Würde sich diese Auffassung in protestantischen Gemeinschaften verbreiten, könnte eines Tages die Behauptung entstehen, die römische Kirche sei an dem Scheitern des ökumenischen Dialogs schuld. Die Einigung mit der Katholischen Kirche jedoch setzt Zustimmung zu den verbindlich formulierten Glaubenswahrheiten der Kirche voraus. Evangelische Theologen, die nicht unter dieser Voraussetzung den theologischen Dialog und die ökumenische Annäherung beginnen — sie läßt durchaus noch einen weiten Spielraum für Variationen der katholischen Theologie und Frömmigkeit —, denken nicht genügend an die kirchliche Einheit im Glauben, in den Sakramenten und in der Leitung der Kirche. Die Erklärung des Kardinals ist darum geeignet, zu einer nüchternen Prüfung des protestantischen Einheitswillens zu führen. Sie hat nichts mit einer rückschrittlichen Starrheit des Kölner Kardinals zu tun. Wie er, denkt das ganze Konzil. (EDC)

Landeskirche von Hannover billigt Frauen-Ordination

Im Januar tritt das von der hannoverschen Landessynode beschlossene und vom Kirchensenat inzwischen bestätigte Gesetz zur Einführung von Pastorinnen, die Pfarrämter übernehmen und das Amt der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung führen dürfen, in Kraft. 380 Pfarrer der Vereinigten Evangel.-Lutherischen Kirche Deutschlands hatten Landesbischof D. Lilje und den Kirchensenat gebeten, das Gesetz nicht zu bestätigen, sondern zu erneuter Beratung an die Synode zurückzuverweisen.

Damit hat sich eine weitere evangelische Landeskirche in Deutschland für die biblisch nicht belegbare Ordination

Zum kommenden Fastenopfer

Die Aushilfprediger erwarten von den H. H. Pfarrern Bericht, ob sie während der Fastenzeit ihrer Predigt ein Thema aus der Materialmappe zugrundelegen sollen; wenn ja, möge man angeben, welches aus den Skizzen von Prof. Sustar bzw. von P. A. Loetscher gewünscht wird.

Vielleicht tritt der Versucher auch an einen Pfarrer heran, der für seinen eigenen Kirchenbau oder wichtige seelsorgliche Werke auf zusätzliche finanzielle Mittel dringend angewiesen ist und verlockt ihn, einen Teil des Fastenopferertragnisses für den Eigenbedarf zurückzubehalten. Auch wenn man mit den Gläubigen ein derartiges Abkommen treffen würde, wäre dies mit der justitia schlecht vereinbar. Da es sich um ein gesamtschweizerisches Opfer handelt, das nach Verfügung der Bischofskonferenz zur Hälfte den Missionen und zur Hälfte — nach entsprechendem Schlüssel aufgeteilt — allen schweizerischen Diözesen gehört, kann keine Pfarrei etwas zurückbehalten, ohne die Rechte Dritter zu tangieren.

Damit das Taschenbüchlein «Gottes Wort zur Fastenzeit» wirklich die tägliche geistliche Nahrung abgibt, genügt es nicht, eine Großzahl davon abgesetzt zu haben. Es wäre allzu schön, wenn damit bereits die ganze Pfarrei die ganze Quadragesima hindurch sich der Bibellesung widmen würde. Für viele Gläubige ist dies etwas so Ungewohntes, daß gelegentliche Hinweise in Pfarrblatt oder Predigt hinzukommen müssen, bis es sich durchsetzt. Auf alle Fälle sollte man keinen Vereinsnachlass vorübergehen lassen, ohne die Lesung des täglichen Abschnittes aus dem Taschenbüchlein. — Wo nicht alle Exemplare abgesetzt wurden, könnte man zum Beispiel einige in die Wartezimmer der Ärzte und Zahnärzte abgeben oder zu den Kranken- bzw. Hausbesuchen mitnehmen. G. Kalt

von Frauen entschieden. Eine Frau kann nach der biblischen Lehre nicht «Hirte» und Repräsentant des Erzherden Christus sein. «An Frauen vollzogene Ordinationen ermangeln der Legitimation durch den Herrn der Kirche» heißt es in der erwähnten Erklärung der lutherischen Geistlichen. Ihre Einführung in die christliche Kirche müsse als Symptom der inneren Zersetzung und Verweltlichung der Kirche angesehen und aufgedeckt werden.

Die Ordination von Frauen zum geistlichen Amt bricht mit einer fast zweitausendjährigen gesamtkirchlichen Tradition. Die katholischen Kirchen des Westens und des Ostens werden für diesen Schritt kein Verständnis aufbringen. Die Frauenordination hat einen tiefen Graben zwischen ihnen und der Evangelischen Kirche aufgerissen, denn sie verstößt eindeutig gegen die gesamtchristliche Tradition. — Die wieder-

holten Warnungen vor den Folgen für die Einheit der Christen sind von den Verantwortlichen beiseite geschoben worden. Das wird sich sehr schmerzlich auf den ökumenischen Dialog zwischen Katholiken und Evangelischen auswirken. Dabei stimmt es sehr nachdenklich, daß gerade der Protestantismus, der der Gottesmutter die in der Schrift und Tradition gegründete Stellung und Verehrung in der christlichen Gemeinde vorenthält, die Frau zu einem «Hirtinnen-Amt» beruft. (EDC)

VIA DOLOROSA zur Einheit der Christen

Die dreitägige Pilgerfahrt Papst Pauls VI, ist allgemein als ein vielsagendes Symbol betrachtet worden. Der Papst hat die Enge und den Panzer rein römischer Katholizität gesprengt. Sein gläubiges Verweilen an den historischen Stätten des Lebens, Leidens und der Himmelfahrt Jesu bekundete aller Welt die Wirklichkeit der göttlichen Heilsgeschichte, die in unsere irdische Geschichte eingegangen sind und nicht mit irgendwelchen noch so tief sinnigen «Ideen des Christentums» zu verwechseln sind.

Die seit 500 Jahren erstmalige Begegnung zwischen dem Nachfolger Petri und dem Patriarchen von Konstantinopel eröffnete den Dialog der Liebe zwischen den katholischen Christen des Westens und des Ostens, auf den die gesamte Ökumene seit langem wartete. Von dem einen betenden und die Eucharistie feiernden Oberhirten der Katholischen Kirche wurde drei Tage lang der Himmel um den Frieden und die Erneuerung aller Christen, aber auch um den Frieden der Welt mit Gott und untereinander bestürmt. Ströme des Segens wurden auf über zweihundert Staatsoberhäupter und Politiker, katholische und nichtkatholische Autoritäten der Kirchen herabgerufen. Es war, als umarmte der Papst drei Tage lang als Vicarius Christi von Jerusalem, Bethlehem und Nazareth aus alle Welt und alle Christen, Gläubige und Ungläubige.

Der Ablauf der Pilgerfahrt des Papstes bot aber noch ein anderes christliches Symbol, das man in der Freude und im Dank für dieses weltgeschichtliche Ereignis — besonders aus der christlichen Perspektive — nicht übersehen sollte. Hilflos zwischen jordanische Polizisten und Offiziere, vatikanische Geistliche und wie ein Gießbach strömende Zuschauer geklemmt, wankte und stolperte der Papst, mit Mühe und Not dem Auto entstieg, die Schmerzensstraße, die VIA DOLOROSA, auf der Jesus seinen Kreuzesbalken zur Hin-

richtungsstätte schleppte, herauf zur Grabeskirche und Kreuzigungsstätte. Schweißperlen standen ihm — obwohl ein kalter Nordwind das bereits in die Abenddämmerung sich hüllende Jerusalem durchwehte — auf der Stirn. Zwischen die drängende Menschenmenge gepreßt kam der Papst oft in die Gefahr, die zahlreichen Stufen der Gasse zu übersehen und hinzustürzen. Völlig erschöpft sank Papst Paul endlich auf dem Thronsessel in der Grabeskirche nieder.

Das Zeichen dieses Pilgerweges des Papstes, der für die Einheit wirkt, spricht eine beredte Sprache: Der Weg der Nachfolge Christi zur Einheit der Christen wird für alle, die sich ernstlich und wirklich auf diesen Weg begeben,

ein anstrengender Weg, ein Weg des Schweißes und der Leiden, der Opfer und der Mühen sein. Er wird alle Arbeiter für die Einheit «mitnehmen», mitnehmen auf den Weg des Leidens und Sterbens Christi. Erst am Ende dieser VIA DOLOROSA wird die Einheit stehen. Papst Paul hat auf seiner Pilgerreise auch durch dieses Zeichen zu allen gesprochen, die sich auf den Weg in die eine Hürde begeben haben. Es ist kein zum Pessimismus bewegendes Zeichen. Es lehrt uns nur: man kann das österliche Geschenk der Versöhnung und Einheit im Heiligen Geiste nicht billiger haben, als es Christus für die Menschheit und die Seinen erwarb, sondern nur durch Begehung der VIA DOLOROSA. (EDC)

Griechische Stimmen zum Treffen Papst Pauls VI. mit Patriarch Athenagoras I.

Das Treffen Papst Paul VI. mit dem ökumenischen Patriarchen Athenagoras I. von Konstantinopel am 5./6. Januar 1964 in Jerusalem, hat in orthodoxen Kreisen Griechenlands heftige Opposition ausgelöst. Es ist nicht leicht, sich darüber auf Grund der in unserer Tagespresse erschienenen Nachrichten ein Bild über den wahren Sachverhalt zu machen. Wir haben deshalb unsern Mitarbeiter in Athen, P. Karl Hofstetter, gebeten, die dortige Situation auf Grund authentischer Presseberichte darzulegen. Im folgenden veröffentlichen wir einen ersten Artikel, den uns der Verfasser vor wenigen Tagen zugestellt hat. J. B. V.

Die griechische Presse, Tageszeitungen und Illustrierten haben ausführlich über die Reise Papst Pauls VI. und noch breiter natürlich über die Empfänge, die dem Ökumenischen Patriarchen zuteil wurden, berichtet. Darüber hier auch nur einen Überblick zu geben, ist unmöglich. Die diesbezüglichen Ereignisse im Heiligen Land werden den Lesern der SKZ übrigens auch schon längst anderweitig bekannt sein. Wir begnügen uns hier daher mit solchen Ausschnitten aus der griechischen Tagespresse, die nicht nur die Fakten berichten, sondern sie und gewisse negative Reaktionen beurteilen.

I.

Die Theologische Fakultät der Universität Athen beschloß gestern in einer außerordentlichen Sitzung einstimmig, ... beim Erzbischof von Athen gegen die von einer religiösen Organisation angekündigte und sich gegen das Zusammentreffen zwischen dem Ökumenischen Patriarchen und dem Papst wendende Gebetswache im Petraki-Kloster¹ zu protestieren. Die theologische Fakultät

sprach ihre Entrüstung über dieses Vorhaben aus und ersuchte den Erzbischof, er solle dafür sorgen, daß diese Gebetswache unterbleibe.

Inzwischen beharrte die «Πανελλήνιος Ὁρθόδοξος Ἐνωσις»² gestern abend darauf, nach der Vesper, während welcher Gebete emporgesandt wurden «für die Bewahrung der Orthodoxie vor dem Papiasmus», die Gebetswache bis 4 Uhr morgens fortzusetzen. ...»

Bήμα vom 5. Januar 1964

II.

Interview des orthodoxen Erzbischofs Jakovos von Nord- und Südamerika

Erzbischof: Ich war und bin für die Annäherung der Kirchen zwecks der gegenseitigen Verständigung aller geistigen Kräfte des Christentums gegen die anschwellende materialistische Anschauung und Interpretation des Lebens, wie es der Marxismus anstrebt. — Die Kirche von Amerika, als Jurisdiktionsgebiet des Ökumenischen Patriarchates, befolgt sowohl aus Überzeugung als auch aus Pflicht die Linie der Annäherung der Kirchen, welche Annäherung nur das Ökumenische Patriarchat, wegen seiner Geltung und seiner ökumenischen Erfahrung, vorwärtstreiben konnte und kann.

¹ Dieses Kloster liegt am Rand der Stadt und beherbergt den «Apostolischen Dienst der Kirche von Griechenland». An der fraglichen Versammlung sollen 800 Personen teilgenommen haben; die Klosterkirche faßt aber kaum 100 Personen.

² Diese Vereinigung ist religiös sehr reaktionär und wirft Juden, Uniaten, Freimaurer, Kommunisten, Zeugen Jehovas, Protestanten, alles in einen Topf, gibt sich aber sehr fromm. Leiter und Redaktor des monatlich erscheinenden Blattes der Vereinigung (Τύπος) ist Pater Vasilopoulos, Abt des Petraki-Klosters.

— Die Kirche von Amerika erwartet die Richtlinien des Allgemeinen Patriarchen, um die eigenen Unterkommissionen betreffend die Lehrunterschiede der beiden Kirchen aufzustellen. Diese Unterkommissionen werden unter der Aufsicht der Kommission des Heiligen Synod des Ökumenischen Patriarchates für allchristliche Angelegenheiten wirken.

Frage: Haben Sie den Eindruck, daß die neuliche Begegnung zwischen dem Papst und dem Patriarchen das weltgeschichtliche Ereignis darstellt, das zur Einigung der Christen führen wird?

Erzb.: Ich habe nicht bloß den Eindruck, sondern bin von einem starken Gefühl eingenommen, daß die Begegnung der beiden Führer... den Ausspruch des göttlichen Willens und des göttlichen Auftrages darstellt... Diese welthistorische Begegnung wird, so Gott will, auch die Wiederherstellung der Einheit³ zum Gefolge haben...

Frage: Ist es möglich, daß die Schwierigkeiten für die Einigung der Christen überwunden werden? Und wird diese Einigung Einfluß auf die internationale Lage haben?

Erzb.: Der Schwierigkeiten sind derart viele und große, daß sie nicht überwunden werden können, es sei denn nur, man werde gebogen⁴ und beuge seine Knie vor dem Herrn, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, um uns von der Knechtschaft des Feindes zu erlösen. — Die Schwierigkeiten werden nicht überwunden durch die Unbiegsamkeit einiger Überkonservativer, die weder den Geist noch den Buchstaben des Evangeliums halten.

Die Unduldsamkeit hat noch nie eine christliche Tugend ausgemacht. Die Schwierigkeiten dogmatischer, psychologischer und geschichtlicher Natur müssen unter dem Geiste Christi, mit Gottesfurcht sowie mit tiefer und wahrer Liebe untersucht werden.

Ich glaube fest, daß die Einigung der Kirchen bestimmten Einfluß auf die internationale Lage haben wird, die ein ausgezeichnetes Empfinden für Fragen der Gerechtigkeit, der sittlichen Ordnung und des Friedens aufzeigt. Die Einigung der Kirchen wird der Anfang des neuen Tages sein, des Lichtes, das die ganze Welt in den Strahlenglanz der evangelischen Wahrheit tauchen wird.

Μεσημβρινή vom 9. Januar 1964

III.

Wird der Erzbischof den Abbruch der Beziehungen zwischen der griechischen Kirche und dem Ökumenischen Patriarchat verlangen? Das ist, sagen die kirchlichen Kreise, sehr wahrscheinlich, da der Heilige Synod der Kirche von Griechenland heute mit dem einzigen Traktandum zusammentritt:

«Darlegung des Vorsitzenden über die Entwicklung der Beziehungen zum Ökumenischen Patriarchat.» — «... Nach denselben kirchlichen Kreisen ist es nicht ausgeschlossen, daß, wenn der Erzbischof den Abbruch der Beziehungen zwischen der griechischen Kirche und dem Ökumenischen Patriarchat fordern sollte, daraus innerkirchliche Unruhen mit unabsehbaren Folgen hervorgehen könnten. Konkret, es wird als sicher angenommen, daß der größte Teil der Bischöfe nicht

mit dem Erzbischof einverstanden sein und entsprechend reagieren wird...»

Eine Morgenzeitung brachte ein Interview des zum Ökumenischen Patriarchat gehörigen Metropoliten Athenagoras von Thyatira, worin dieser folgendes sagte:

«Der Standpunkt der Kirchen von Griechenland ist meiner Meinung nach nicht negativ. Wie mir der Erzbischof von Athen, Chrysostomos, am vergangenen Sonntag sagte, ist es nicht möglich, daß die griechische Kirche die in der Tat geschehene Äußerung christlicher Liebe und guter Nachbarschaft verleugne; die negativen Äußerungen seien die Folge davon, daß die Kirche von Griechenland mangelhaft informiert war...»

Ἐθνος vom 14. Januar 1964

IV.

Das Communiqué (des Heiligen Synod) wurde nach Beendigung der gestrigen Sitzung herausgegeben, wonach der Erzbischof von Athen den Synodalen mitteilte, er habe ein Telegramm von Patriarch Athenagoras erhalten, worin der Vorsitzende der Orthodoxie kundtue, daß er demnächst nach Athen Schriftstücke und die Akten über die Ereignisse schicken werde, zur vollen Durchleuchtung seiner Reise ins Heilige Land und der dortigen Begegnung mit dem Papst, und daß er ihm daher nahe legt, die Verlesung seiner Darstellung bis zum Empfang der fraglichen Schriftstücke aufzuschieben. Der Vorschlag wurde endgültig angenommen. Dem Heiligen Synod versicherte er, daß er nie die ihm vom Metropoliten von Thyatira untergeschobenen Erklärungen gebilligt habe. Er ließ sich gegen die Bischöfe des Ökumenischen Thrones aus, die — wie er sagte — durch ihre unverantwortlichen Erklärungen falsche Eindrücke schaffen.

Μεσημβρινή vom 15. Januar 1964

V.

Zum Zusammenstoß zwischen dem Erzbischof Chrysostomos und dem Metropoliten von Grevena in der Sitzung des Heiligen Synod vom 16. Januar 1964.

Erzb.: Ich mißbillige vorbehaltlos die Begegnung des Ökumenischen Patriarchen mit dem Papst und ich bin gegen jede weitere dergleiche Begegnung, die in Zukunft stattfinden könnte.

Metr.: Ew. Seligkeit sollten jedoch nicht verkennen, daß wir die Entschlüsse der Konferenz von Rhodos anerkannten, was bedeutet, daß wir den Dialog genehmigt haben.

Erzb.: Wir anerkannten sie, aber die Kirche von Griechenland befand sich in der Notlage, die Beschlüsse der panorthodoxen Konferenz gutzuheißen, damit sie keinen Bruch in der Orthodoxie bewirke, die der Ökumenische Patriarch so vielen Gefahren aussetzt durch seine zwecklosen Unterfangen.

Metr.: Niemand genehmigt ein Zurückweichen in Fragen des Glaubens, und wir alle haben die zersetzenden Bemühungen der römisch-katholischen Kirche in der Vergangenheit vor Augen. Von diesem Punkt an jedoch bis zum andern, daß wir in einem weiteren Zusammentreffen Gefahren sehen, besteht ein ungeheurer Unterschied, und leider hat die zu unseren Lasten geübte Kritik recht.

Hierauf sagte der Metropolit von Grevena, die in bezug auf die vom Vatikan her drohenden Gefahren formulierten Befürchtungen seien übertrieben und es würden sich überhaupt in der Kirche von Griechenland Inkonssequenzen und Mangel an Folgerichtigkeit feststellen lassen, was sie in den Augen des Kirchenvolkes herabwürdigt.

Der Dialog zwischen dem Erzbischof und dem Metropoliten von Grevena nahm hierauf schärfere Form an:

Metr.: Im Zuständigkeitsgebiet des Erzbistums Athen werden Äußerungen gegen den Ökumenischen Patriarchen laut, die der Erzbischof nicht sogleich mißbilligt, in den Kirchen werden Rundschreiben verlesen⁵, Katechetinnen des Erzbistums Athen gehen von Haus zu Haus und machen Propaganda gegen den Ökumenischen Patriarchen. (Hier nennt der Metropolit eine Katechetin mit Namen.)

Erzb.: Ihre Haltung mir gegenüber ist deutlich unehrerbietig. Kaum wurden Sie zum erstenmal Synodale, zögern Sie nicht, Unkraut in die Synode zu säen mit Ihren zersetzenden Unterfangen...

Metr.: Mein Wandel und mein Verhalten ist allen bekannt! Ich achte meine Vorgesetzten, unter ihnen auch Sie; ich achte meine Untergebenen; ich achte jedoch auch mich selbst. Unter diesen Voraussetzungen bin ich verpflichtet, unter Protest gegen die Beleidigung den Saal zu verlassen.

Nach dieser Erklärung entfernte sich der Metropolit von Grevena Mgr. Chrysostomos. Die Metropoliten von Jerissos, von Gortynäa und von Lemnos versuchten ihn umzustimmen, aber ohne Erfolg.

Μεσημβρινή vom 17. Januar 1964

VI.

Die Orthodoxie und der Papst

Wie der orthodoxe Theologe Jorgos Theotokas in einem Artikel darlegt, wirft

³ ἔνότης.

⁴ Wörtlich: «umbogen werden».

⁵ Es handelt sich zum Teil um private Rundschreiben. Der Erzbischof hatte aber auch ein Rundschreiben an die Prediger des Erzbistums Athen erlassen, um sie aufzufordern, am 19. Januar (Sonntag und Tag des «heiligen» Markus Eugenikus) gegen den Patriarchen zu predigen. Die Synodalen versuchten ihn dazu zu bewegen, diesen Erlaß zurückzunehmen, aber vergeblich. Nicht einmal die Predigt vor dem am Thron assistierenden Erzbischof soll dem Erlaß entsprechen haben. Wie weit in verschiedenen Kirchen doch solche Predigten stattfanden, entzieht sich unserer Kenntnis. Es werden aber Ausnahmen gewesen sein; denn das hätte Staub aufgewirbelt, und man hätte davon gehört. Denn vorhergehende Predigten solcher Art hatten zu Protestszenen während des Gottesdienstes, zugunsten des Patriarchen geführt.

die historische Begegnung zwischen dem Papst und dem ökumenischen Patriarchen von neuem die Frage nach den Unterschieden in der Lehre der beiden Kirchen auf. Wieso besteht das Schisma? Was trennt denn die beiden großen apostolischen Kirchen? Die Ursache der Spaltung findet dieser Theologe nicht im «Filioque», sondern anderswo. Er schreibt:

«Von jeher anerkannte die Christenheit vorbehaltlos, daß der Bischof von Rom der erste unter den Bischöfen ist, «primus inter pares». — Den Vortritt hat ihm niemand bestritten. Im Verlauf der Zeiten gab jedoch der Papst seinem Ehrenprimat einen andern Sinn als dieser anfangs hatte, d. h. er betrachtete ihn als Herrschaftsrecht. Er sah die Christenheit als eine zentralisierte und monarchische Organisation an, wo er selbst der Monarch sei. Diese Stellung wollten unsere byzantinischen Vorfahren ihm nicht einräumen, und in vielen Fällen, unter verschiedenen Anlässen, befanden sie sich im Gegensatz zu ihm. Die Kreuzzüge riefen glühenden Haß hervor und öffneten den Abgrund zwischen beiden Welten.

Die Kirche ist nach orthodoxer Auffassung demokratisch (bzw. republikanisch⁶) und dezentralisiert. Sie besteht aus christlichen Gemeinden, die untereinander innerlich geeint sind durch den gemeinsamen Glauben. Eine jede hat auch an ihrer Spitze einen Bischof, den Klerus und Volk frei wählen bzw. frei wählen sollten. Die Bistümer sind aus geographischen, geschichtlichen und nationalen Gründen in örtliche autokephele Kirchen zusammengefaßt, unter denen die (rangmäßig) erste das Ökumenische Patriarchat ist. Oberste Gewalt der Orthodoxie ist das Ökumenische Konzil, in unserer weltlichen Redeweise würden wir sagen: Das Parlament der Bischöfe.

Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir sicherlich bekennen, daß auch wir

⁶ «δημοκρατική»: demokratisch, plebejisch oder republikanisch. Es ist oft schwierig, die (neu- und kirchen-)griechischen Wörter und Ausdrücke genau und mit allen Nuancen, Vieldeutigkeiten oder auch bei uns ungebrauchlichen Unterscheidungen in den mitteleuropäischen Sprachen wiederzugeben. Dies ist der Grund, warum wir oft in Anmerkung bei einem deutschen Wort unserer Übersetzung auch das im Original stehende griechische Wort anführen.

⁷ «Unia» ist eine slavische Form von «Unio» und bezeichnete ursprünglich die Union von Brest-Litowsk, wodurch die Orthodoxen des Königreiches Polen an Rom angeschlossen wurden. Dann wurde dies auch im Neugriechischen zu einem pejorativen Ausdruck für ένωσις, Vereinigung, im Hinblick auf alle bisher irgendwie nach diesem Vorbild erfolgten Unionen.

⁸ ένωσις.

⁹ ένότης.

in den kirchlichen Angelegenheiten viel von der authentischen orthodoxen Überlieferung abgewichen sind. In vielen Fällen organisieren wir unsere Kirchen als bürokratische Dienststellen, die man schwerlich als demokratisch bezeichnen kann, eher oligarchisch sollte man sie nennen. Andererseits haben wir ihnen seit dem letzten Jahrhundert einen übermäßig nationalistischen Charakter verliehen, bei dem niemand weiß, wie das mit dem Geist und dem Buchstaben des Neuen Testaments vereinbar ist. Wir lassen sie mehr den Interessen der Staaten dienen als dem Worte Gottes. Bevor wir also Steine auf die andern werfen, sollten wir bedenken, daß auch wir nicht sündlos sind. Allerdings glauben wir, daß im ganzen gesehen wir trotz aller unserer Abweichungen, unserer Widersprüche und Inkonsequenzen, die Orthodoxie mit ihrer Dezentralisation, mit ihrer Biegsamkeit, mit dem Geist der Väter und mit dem geistigen Klima der Anbetung, das sich in ihr hält, uns näher beim echten Christentum der ersten Jahrhunderte befinden als das starre und selbstherrliche Rom.

Wäre also unter diesen Umständen die Vereinigung unserer beiden Kirchen möglich? Theoretisch könnte es auf zwei Weisen geschehen: Die eine wäre, daß die orthodoxen Kirchen dem Papste ihre Unterwerfung erklären und seine geistliche Herrschaft annehmen wollten, d. h. daß sie alle der Unia⁷ gleichförmig würden. Die andere Weise bestünde darin, daß der Papst auf die Forderungen verzichten würde, die ihm die Orthodoxie nicht zuerkennt und damit einverstanden wäre, von nun ab primus

inter pares zu sein. In diesem Falle würden sich wahrscheinlich maßgebende Theologen finden lassen, welche verfechten würden, daß die von den Vätern geerbten dogmatischen Unterschiede heute überholt werden können, indem man erklärt, es handle sich nur um verschiedene Formulierungen der Grundsätze des gemeinsamen Glaubens.

Dies gilt jedoch, wie gesagt, in der Theorie. In der Praxis glaubt niemand, daß die Vereinigung verwirklicht werden kann, soweit die Zukunft übersehbar ist. Keine orthodoxe Kirche wird uniatisch werden wollen. Aber auch wenn sich eine dazu bequeme, so würde ihr in der großen Mehrzahl das Kirchengesamt nicht folgen. Ebensovienig scheint es wahrscheinlich, daß je ein Papst zu finden sei, der auf die jahrhundertelangen Grundforderungen des Vatikans verzichten würde. Deshalb sprach der Ökumenische Patriarch nie von Vereinigung⁸, sondern von Einheit⁹ des Christentums, daß wir einander besser verstehen, daß wir zum Wohle der Welt zusammenarbeiten, indem wir soweit wie möglich unsere Überlieferungen und unsere unabhängige Existenz bewahren.

Die Tatsache, daß die Vereinigung nicht realisierbar ist, heißt nicht notwendig, daß im 20. Jahrhundert der Haß der Kreuzzüge fortgesetzt werden soll. Diesen Punkt haben, wie es scheint, bei uns gewisse kirchliche Kreise und Laiengruppen noch nicht begriffen.

...»
Jorgos Theotokas
im Βήμα vom 19. Januar 1964

P. Karl Hofstetter, Athen

(Fortsetzung folgt)

Schlimmer Mißbrauch mit dem Turiner Grablinnen

Über die Echtheit oder Unechtheit des Turiner Grablinsens ist seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts bis heute viel debattiert und geschrieben worden. Es gibt über die bekannte Reliquie eine umfangreiche Literatur in fast allen Weltsprachen. Hatte U. Chevaliers «Le Saint Suaire de Turin» (Chambéry, 1899) vermeintlich unwiderlegbar den Beweis für die Unechtheit des Linnens erbracht, so haben die Ergebnisse moderner wissenschaftlicher Untersuchungen (photographisch, radioaktiv, textilfachmännisch, anthropometrisch) viele, auch kritisch denkende Menschen bewegt, an die Echtheit zu glauben. Auf dem internationalen Kongreß für Gerichtsmedizin 1961 in Wien bekannte sich der berühmte Pathologe Dr. Robert Bucklin aus Saginaw (USA) unerschrocken zu diesem Glauben und unterstützte damit die Ansicht, wie sie

längst vom Pariser Chirurgen Dr. Barbet, vom Mailänder Gerichtsmediziner Dr. Judica-Cordiglia, von den beiden Universitätsprofessoren Dr. Vignom (Paris) und Dr. Gedda (Rom) und zahlreichen andern Gelehrten verfochten wurde.

Die Frage nach der Echtheit oder Unechtheit der berühmten Reliquie sei hier offengelassen. Sonderbar ist der Zweck, dem sie neuestens dienen soll:

Schon vor drei Jahren erschienen im Hans-Naber-Verlag zu Stuttgart zwei Hefte, in welchen mit Berufung auf das Turiner Leintuch der Tod Jesu am Kreuze in Abrede gestellt wurde. Der Herr wäre nur in schwerer Ohnmacht ins Grab gelegt worden und dort wieder erwacht. «Christus starb nicht am Kreuze», hieß die Sensation, mit welcher der Schriftsteller Kurt Berna die Welt zu überraschen glaubte. Gleich

damals ist in der katholischen Presse gegen einen solchen Trugschluß Stellung bezogen worden als gegen einen Angriff auf den christlichen Glauben. Wäre Christus nicht den Erlösertod gestorben, bliebe auch für eine Auferstehung kein Platz mehr. Aber, «ist Christus nicht auferstanden, dann ist unsere Predigt hinfällig und hinfällig auch euer Glaube. Dann stehen wir als falsche Zeugen Gottes da . . . Dann ist euer Glaube nichtig; dann seid ihr noch in euren Sünden, und auch die in Christus Entschlafenen sind verloren» (I Kor 5, 14—15 ff.). Jeder Einsichtige sollte, so scheint es, die Gefahr der neuen «Erkenntnis» Bernas merken. Daß aber selbst Gebildeten das nötige Gespür dazu abgehen kann, ergibt sich aus der Meinung einer «Lehrerin für Religion und Kirchengeschichte an höheren katholischen Mädchenschulen». Laut Berna soll sie geschrieben haben: «Ich bin zutiefst erschüttert, aber auch sehr glücklich, den Beweis zu haben, daß unser Erlöser Jesus Christus nicht am Kreuze gestorben ist.» Was für eine Verwirrung wird eine solche «Lehrerin für Religion» in die Jugend tragen!

In einem neuen Buch, «Auferstanden in Fleisch und Bein», ist jetzt die «Entdeckung» Bernas wieder aufgefrischt worden. Ferner ist, mit Sitz in Vaduz, die «Internationale kulturelle Stiftung für das Grablinnen Jesu» entstanden. «Amtlich anerkannter Zweck und Gegenstand der Stiftung: Die Verwendung des Stiftungsvermögens zur internationalen Verbreitung der Forschungsergebnisse und Entdeckungen am Grablinnen Jesu durch Wort, Bild und Ton. Die Stiftung dient nicht dem Zweck, finanzielle Gewinne zu erzielen. Die Stiftung ist berechtigt, für den genannten Zweck Zuwendungen jeder Art zu empfangen.» (Zitiert nach «In Christo», Kirchliches Amtsblatt für die Pfarreien Liechtensteins, Nr. 24/1963.) Laut «Folia Officiosa» des Bistums Chur, Nr. 11/1963, ist die sonderbare Gründung im Zürcher Börsenblatt erwähnt worden: «Grablinnen Jesu, Vaduz, nennt sich eine internationale Stiftung, die fünfjährige Obligationen mit einer Rendite von 12 % per Jahr herausgibt. Gesamtbetrag 500 000 Fr. Deckung: Sämtliche im Besitz befindlichen Welt-Copyrights aller Entdeckungen am Grablinnen Jesu, und ferner sämtliche Zuwendungen (!) an die Stiftung, die vor allem aus den USA erhofft werden. Trau, schau wem . . .»

Kurt Berna und sein Kreis ist also offensichtlich im Begriffe, Gelder zu sammeln, um seine «Erkenntnis» weltweit bekanntzumachen, d. h. seinen Angriff auf den christlichen Glauben welt-

weit vorzutragen. Auch nach dem Vaduzer Pfarrblatt will die internationale Stiftung für den Grablinnen Jesu nichts anderes erreichen, als die Verbreitung der Idee, Jesus sei nicht am Kreuze gestorben. Es wird gut sein, wenn die Hirten auf den kommenden Wolf aufmerksam machen. Das auch deshalb,

damit nicht Gelder gutgläubiger Leute, in der Meinung, ein religiöses Werk zu unterstützen, dieser «frommen Stiftung» zuflicßen! Und wenn schon immer von einem Zusammengehen der Christen geredet wird: Hier sollten wir uns zur vereinten Abwehr finden!

P. Bruno Schafer, OFM Cap.

Zürich diskutierte: Wer ist ein Jude?

Die Frage nach der Definition des Jude-Seins hat im Jahre 1963 die Gemüter im Staate Israel erregt. Der Karmelitermönch Bruder Daniel, ein früherer Jude namens Oswald Rufeisen aus Mährisch-Ostrau, der mit den polnischen Partisanen gegen die Nazis gekämpft, unzählige Juden vor deren Zugriff gerettet, später in einem Kloster versteckt und nach dem Krieg katholisch geworden und in den Karmeliterorden eingetreten war, forderte nach einigen Jahren seiner Tätigkeit im Karmelkloster oberhalb Haifa die israelische Staatsbürgerschaft auf Grund des sogenannten «Rückkehrgesetzes» an, das jedem Juden, der ins Land seiner Väter einwandert, diese Staatsbürgerschaft automatisch zuerkennt. Er wurde mit dieser Forderung nach Durchschreitung mehrerer juristischer Instanzen vom Obergericht, dem vier Richter präsidierten, mit drei Stimmen gegen eine abgewiesen: Man entschied, als Jude könne im heutigen Sprachgebrauch und im Gefühl des jüdischen Volkes wohl außer einem religiösen Juden auch ein Atheist anerkannt werden — der frühere Ministerpräsident des Staates Israel, David Ben Gurion, füllte bei der Volkszählung die Rubrik Nationalität mit «jüdisch», die Rubrik Religion mit «keine» aus —, nicht aber ein zum Christentum Übergetretener. Die Diskussion über die Frage des Jude-Seins ist auch in den Kreisen der Juden in der Diaspora rege: typisch für eine der Entscheidungen des Jerusalemer Obergerichts diametral entgegengesetzte Auffassung ist zum Beispiel die Existenz der Internationalen «Judenchristlichen Allianz» im Rahmen des Weltprotestantismus, deren Mitglieder sich als christusgläubige Juden bezeichnen, also die Anerkennung Jesu Christi als Messias des jüdischen Volkes betonen und damit ihre christliche Religionszugehörigkeit mit jüdischer Volkszugehörigkeit verbinden.

Nun hat in der Zürcher «Jüdischen Vereinigung» am vergangenen 2. Dezember die Genfer Professorin Dr. Jeanne Hersch dieses umstrittene Thema unter dem Titel «Wer ist Jude? Wer weiß es? Und was nun?» zu analysieren versucht. Sie erklärte zu den

drei Fragezeichen des Vortragstitels, daß sie die Antworten nicht zu geben vermöchte. Die Probleme seien unter fünf Stichworten zu gruppieren: 1. Religion, 2. Staat Israel, 3. Rasse, 4. Kultur und Geschichte sowie 5. das Faktum, daß man von anderen als Jude bezeichnet werde. Bei der Aufnahme von Nichtjuden in die jüdische Religion pflege der Empfang, der ihnen bereitet werde, zwar freundlich zu sein, doch glaube in Wirklichkeit niemand, daß sie tatsächlich Juden geworden seien. Dies beweise, daß das Religiöse allein als Merkmal des Jude-Seins nicht genüge. Andererseits werde wiederum ein Jude, der aus der jüdischen Religion austrete, in bestimmter Hinsicht weiter als Jude angesehen. Im Problemsektor Staat Israel führte Jeanne Hersch aus, es sei einerseits unmöglich, alle Juden auf der ganzen Welt an diesen Staat Israel zu binden, andererseits könnten nicht alle, die mit dem Staat Israel nichts zu tun haben wollten, aufhören, Juden zu sein. Kennzeichnet man das Judentum im weiteren Sinne als Rasse, so unterstelle man sich der Biologie, was wiederum der jüdischen Tradition widerspreche. Im Hinblick auf Kultur und Geschichte der Juden unterstrich Jeanne Hersch, daß die Juden während vieler Jahrhunderte daran gehindert worden seien, so wie andere Völker zu leben: Die Verteidigung von Recht und Gerechtigkeit war eine offenbare Notwendigkeit für sie, denn ein jedes Unrecht richtete sich gegen sie. Wenn sie nun aber unter heutigen neuen Umständen diese Kultur, die ihnen aufgezwungen worden war, nicht mehr besitzen, so hören sie doch wohl nicht auf, Juden zu sein. Das Argument, es gebe Juden nur noch, weil es Judenfeinde gebe, also weil die Judenfeinde dies wollten, wurde von der Referentin abgelehnt. Doch faßte sie zusammen, daß in allen erwähnten Punkten «etwas vom Jude-Sein» enthalten sei — freilich treffe dies nur zu, wenn man es «in Schweben» lasse. Mit der Verobjektivierung oder Verabsolutierung komme man nicht weiter. Jude-Sein ist nach der Formulierung von Jeanne Hersch eine Art Verkörperung der menschlichen Lage überhaupt, also das

Mensch-Sein in einer ganz bestimmten Potenz. Sie stellte auch die Hypothese auf, der Mensch als solcher nähere sich immer mehr dem jüdischen Schicksal, und das jüdische Schicksal nähere sich immer mehr dem allgemeinen Schicksal der Menschheit, das allgemein Menschliche werde zum Jüdischen. Der Zürcher jüdische Philosoph Dr. Hermann Levin Goldschmidt betonte in der Diskussion, die Juden seien vor allem ein Volk, also ein Objekt geschichtlichen Handelns, wobei gerade das Besondere dieses Volkes einem religiösen Ereignis, der Schließung des Bundes mit Gott auf dem Berge Sinai, entstamme. Die Vielfalt und der Bedeutungsreichtum des Wortes «Jude» konnten in den verschiedenen Meinungen, die im Laufe dieses Abends noch zum Ausdruck kamen, nicht erschöpft werden. Und da eine autoritativ ausgestattete Stelle nicht existiert, die den Umriß des Begriffes «Jude» für alle Menschen bindend dekretieren könnte, wird die Frage wohl weiterhin offen bleiben und von Fall zu Fall auf verschiedene Weise beantwortet werden.

Dr. Franz Glaser

Berichte und Hinweise

Schweizerische Katholische Kirchenmusikschule Luzern

Im Zeichen des neuen Kirchengesangsbuches

(Korr.) Im Zuge der Vorbereitungsarbeiten für das neue interdiözesane Kirchengesangbuch werden nun die ersten Resultate sichtbar. Vor kurzer Zeit hat die «Wort-Gottes-Feier für die Fastenzeit» die Presse verlassen und soll nun in einer Einführung und einer liturgischen Aufführung erprobt werden. Die Schweiz. Kirchenmusikschule, in Zusammenarbeit mit dem Kantonal-Cäcilienverband Luzern, den Kant. Cäcilienverbänden Uri, Schwyz, Nidwalden und dem Organistenverband Luzern-Zug, veranstaltet am 1. Fastensonntag, 16. Februar 1964, um 16 Uhr im Saale der Kirchenmusikschule, Obergrundstraße 13, Luzern, eine Werkprobe mit Einführungsreferat von Kaplan Paul Schwaller, Schachen, und einer praktischen Erarbeitung der Gesänge unter Leitung von Musikdirektor Paul Schaller, Basel. Die Aufführung der «Wort-Gottes-Feier» als feierlicher Abendgottesdienst findet um 20 Uhr in der Kirche St. Karl statt. Die Wichtigkeit dieser Doppelveranstaltung möchte die Pfarrherren, Vikare, Chordirigenten und Organisten der genannten Verbände recht eigentlich mobilisieren. Mögen sie der herzlichen und dringenden Einladung zahlreich Folge leisten.

Werden und Wachsen eines Priesterseminars im Kongo

Die Eröffnung eines Priesterseminars ist immer ein Wagnis, weil es bei der Heranbildung von Priestern immer um die Heranbildung einer Elite geht, deren geistiger und religiöser Hochstand in jedem Fall viele Einzelschicksale der ihnen anvertrauten Menschen entscheidet, für Zeit und Ewigkeit. So stellt man auch überall hohe Anforderungen an die Priestersturmungskandidaten, die ins Seminar eintreten möchten, und ebenso an die Lehrer und Erzieher, die sich der Priesterausbildung widmen wollen. Die Christen Europas sind allgemein überzeugt davon, daß nur die besten Buben aus lebendig religiösen Familien für den Priesterberuf taugen, und wenn es auch Gnadenwunder als Ausnahmen gibt, so sollen die Buben doch noch viel weniger moralisch anfällig wie intellektuell nur unterdurchschnittlichen Anforderungen gewachsen sein. Priesterberufe und später gute Priester gelten als Gipfelleistungen des Christentums, so sehr, daß es allgemein christliche Überzeugung ist: Priesterberufe können nur unter der Sonne übernatürlicher Gnade reifen; sie wollen erbetet und eropfert sein. Sie lassen sich nicht irgendwie nebenbei gewinnen und zum Ziele führen.

Diese Überzeugungen brachten auch die Steyler Missionare an den Kongo mit, als sie 1951 nicht weit von der Landeshauptstadt Leopoldville entfernt im Apostolischen Vikariat Kikwit mit ihrer Missionsarbeit begannen. Die Patres Jesuiten, von denen sie ein Gebiet übernahmen, vertrauten ihnen etwa 30 000 Christen an, deren Zahl sich in zehn Jahren dann dreifachte und heute die 100 000 längst überschritten hat. Trotz dieses gewaltigen Dranges der Bevölkerung zum Christentum (von 13,6 Millionen Kongolesen waren 1959 schon 35,6 % katholisch) war die Eröffnung eines Priesterseminars ein besonders großes Wagnis. Es handelte sich meist um Christen der ersten oder zweiten Generation, deren Christentum dazu wegen des drückenden Priester Mangels nicht intensiv genug gepflegt werden konnte, um ein Christentum, das mitten in die Auseinandersetzung um die politische Unabhängigkeit des Landes hineingestellt war, dazu von schwärmerischen Sekten bedroht wurde und erst wenig einheimische Führungspersonlichkeiten besaß. Die Missionare waren als Ausländer verdächtig und mußten äußerste Zurückhaltung üben, und doch wagten sie nur zwei Jahre nach Errichtung der Apostolischen Präfektur Kenge im Jahre 1957 die Eröffnung eines Priesterseminars. Letzten Ausschlag gab ein äußerer Grund: Die Jesuitenpatres konnten in ihrem Seminar in Mayidi keine Studenten aus Kenge mehr aufnehmen, weil das Seminar zu klein geworden war.

Im Jahre 1956 hatte P. Paul Straten, SVD, die Missionsstation Kalonda gegründet, welche nicht nur zentral in der Präfektur liegt, sondern auch die besten Verkehrsmöglichkeiten hat, weil die große Hauptstraße, die Leopoldville mit Elisabethville verbindet, vorbeiführt und auch der nahe Fluß schiffbar ist. Ein geeignetes Grundstück schenkten die Dorfältesten gern, weil sie dafür ja eine Schule bekamen, und die Regierung bestätigte den Schenkungsakt. Schon drei Jahre

später entstand in Kalonda das Priesterseminar. Es bestand zunächst nur aus zwei Gebäuden, die mit getrockneten Lehmziegeln errichtet waren und ein Grasdach hatten wie auch die übrigen Häuser der Umgebung. Das eine Gebäude, 40 m lang, enthielt den Schlafsaal, den Speisesaal und ein Zimmer für den Präfekten, das zweite, 27 m lang, beherbergte die Klassenräume. Eine Notkirche war schon vorhanden. Als Ergebnis einer Werbeaktion im ganzen Gebiet der Präfektur kamen 42 kongolesische Buben, um in Kalonda ihrer vierjährigen Volksschulbildung ein fünftes und sechstes Jahr hinzuzufügen. Sie verteilten sich auf zwei Klassen. Damit waren die vorhandenen Räume aber auch belegt. 1960 konnten keine weiteren Schüler aufgenommen werden, weil man die beiden Klassen weiterführen wollte und mit ihnen einen sechsjährigen Gymnasialkurs begann. Nach Absolvierung der Sexta, Quinta und Quarta hat der noch sechs Mann starke Kurs jetzt die Tertia erreicht. Die ältesten Studenten sind 18—19 Jahre alt. Das belgische Schulprogramm wurde von der kongolesischen Regierung beibehalten, nur haben des erste und zweite Gymnasialjahr noch kein Latein, sondern der mehr allgemeinbildende Unterricht steht im Vordergrund. Latein wird ab Quarta durch größere Stundenzahl nachgeholt. Griechisch kommt gleichzeitig auf der Quarta hinzu. Die Examina sind staatlich anerkannt.

Den Missionaren bleibt die Problematik eines solchen Unterrichtes nicht verborgen, aber ihnen sind vielfach die Hände gebunden. Das Lehrprogramm scheint die jungen Kongolesen zu überfordern, nicht nur in seinem sachlichen Inhalt, sondern vor allem deswegen, weil dieser Inhalt schon zu viel bei den Schülern voraussetzt. Der junge Kongoese wächst ja nicht wie der junge Europäer in einem Kulturraum auf, der dem späteren Schulprogramm irgendwie entspricht und ihm auf vielerlei Weise vorarbeitet. Er kommt aus dem Busch, wo die Großfamilie noch nach alter Vätersitte lebt, vielfach unberührt von allen Errungenschaften moderner Zivilisation. Kinder wachsen bis zum Schuleintritt sich selbst überlassen auf und haben keine Gelegenheit, spielend sich tausend Einzelheiten des späteren Unterrichtes schon vertraut zu machen. So muß ihnen etwa in der Schule erst klargemacht werden, was ein Eisenbahnzug überhaupt ist, wozu er dient und wie er funktioniert, daß er in großen Fabriken von weißen Männern und Frauen gebaut wird, wie das im einzelnen vor sich geht und wie lange es dauert, denn die meisten Kongolesen haben noch nie eine Fabrik gesehen.

Dazu kommt die Tragik, daß der Lehrer immer wieder erklären muß: So weit ist es im Kongo noch nicht, wir müssen Geduld haben. Dabei macht jeder neue Bildungsstoff den Schülern neu einsichtig, wie viel im Kongo noch fehlt. Gleichzeitig aber hungern die Schüler nach dem vollen Wissen um das alles, nach Gleichberechtigung, auch wenn es sich etwa nur um die Erlernung der griechischen Sprache handelt. Angesichts des überlasteten Stundenplanes wäre es sinnvoll, gar kein Griechisch zu geben und auch

das Latein einzuschränken, aber auf dem II. Vatikanischen Konzil ist auch wieder klar geworden, daß zahlreiche Missionsbischöfe doch nur mitreden konnten, weil sie einmal Latein gelernt hatten und vielfach über das Latein erst den Zugang zu andern modernen Fremdsprachen fanden. Einstweilen wird darum im Kongo weder Latein noch Griechisch verkürzt. Ein großer Segen sind die Schulbücher, die vom Büro der kongolischen Bischöfe für katholische Erziehung erarbeitet wurden und den Seminarien zur Verfügung stehen. Darin ist auch die Bürgerkunde aufgenommen, weil das Verhältnis zum neuen Staat, Aufgaben und Rechte des Einzelnen im öffentlichen Leben erst noch von Grund auf eingeübt werden müssen.

Soll das ganze Schulprogramm am Seminar durchgeführt werden, so bleibt für mehr kaum noch Zeit. Um so bemerkenswerter ist das erfolgreiche Bemühen des Seminars in Kalonda um die Pflege des einheimischen Gesanges. Die Seminaristen haben sich sogar schon ihr eigenes Gesangbuch schaffen können. P. Nikolaus Berends, SVD, Direktor des Seminars, griff den Gedanken auf, einheimischen Melodien religiöse Texte zu unterlegen. Melodien lieferten ihm dabei seine Schüler, die sie aus der Heimat mitbrachten, wo sie bei Stammesfesten um Geburt, Hochzeit und Tod oder auch bei Opfern und Geisterkulten, bei privaten Gebeten üblich waren. Die Texte schuf P. Berends selber, entnahm sie der Heiligen Schrift und Liturgie, ließ sie dem Ablauf der heiligen Messe folgen oder die Stimmung einer Festzeit des Kirchenjahres schildern, oder er umschrieb in passender Form eine biblische Szene, z. B. Jesus und die Samariterin am Jakobsbrunnen. Jeder Text wurde von den Seminaristen selber begutachtet, verbessert und schließlich mitsamt der Melodie eingeübt. Natürlich handelt es sich nur um einheimische Kikongotexte, die auch von den Alten, das heißt vielfach von den Stammesältesten, gesungen werden können, die dann so zum erstenmal eine christliche Glaubenswahrheit kennenlernen, weil sie ja oft nicht in der Schule waren; und der Einfluß dieser Stammesältesten kommt dann in vielfacher Weise wieder dem Seminar zugute. Anfangs befürchteten die Missionare, mit den aus der heidnischen Kultur stammenden Melodien der neuen Kirchenlieder könnten sich bei den christlich gewordenen Sängern auch heidnische Assoziationen verbinden. Sie erkannten aber bald, daß diese Gefahr nicht groß ist, da die Stämme am Kongo viel zu zahlreich sind, um ihr Liedgut in größerem Umfang gegenseitig zu kennen. Dann waren die Stämme bzw. Großfamilien früher einander feindlich gesinnt, weil sie mit dem Lebensraum sich gegenseitig die Existenz bedrohen konnten. Endlich stammen die beurteilenden Seminaristen aus den verschiedensten Stämmen, und wenn sie eine Melodie mitbrachten, ließ sich leicht feststellen, bei welcher Gelegenheit sie früher gesungen wurde und wie der Text lautete. Zur Begleitung der Kirchenlieder verwenden die Seminaristen ihre einheimischen Trommeln und andere Musikinstrumente, die wie die Kikongosprache vor allem den Wortakzent unterstreichen. So sind in den wenigen Jahren seit 1959 schon 25 Kirchenlieder entstanden, die P. Berends mit europäischen Noten zunächst auf Wachsmatrizen abzog, um sie später in Leopoldville drucken zu

lassen. Was die Volkslieder angeht, haben die Missionare keine Mühe, ihren Seminaristen das Singen beizubringen. Sie beherrschen auch das unermüdliche Tanzen dazu von Haus aus. Und wiederum fördern sie sich durch ihre Stammesgesänge gegenseitig. Das typisch Heidnische scheidet von selber aus, weil man sich seiner schämt, und die Erzählungen aus Geschichte und Tradition der Stämme sind ja willkommen. Wenn die kleinen Kongolesen dabei auch leicht recht lebhaft werden, so wissen sie doch genau zu unterscheiden zwischen märchenhaften Erzählungen und Geschichten einerseits und dem sachlichen Bericht andererseits, was sie etwa gerade über das Auto in der Schule gelernt haben.

Da das Wagnis des Seminars im ganzen gelungen ist, ging die Mission auch an die Errichtung dauerhafter Gebäude. Fertig ist bereits ein Betonbau von 50 m Länge für die Klassenräume. Ein weiterer Betonbau von 60 m Länge nahm die Schlaft-, Wasch- und Baderäume auf. Elektrisches Licht liefert ein Generator. Geplant ist jetzt der Bau einer Seminarikirche. Alle Gebäude sind auf gute Lüftung hin angelegt, weil das Gebiet mit regelmäßigen Temperaturen über 30 Grad rechnen muß, wobei es wegen der Nähe des Äquators wenig Temperaturunterschiede gibt. Nur die zwei Regenzeiten von März bis Mai und von September bis Januar bringen etwas Abwechslung.

Die Mission entschloß sich auch, in Kalonda ein Institut für die Heranbildung einheimischer Ordensbrüder aufzubauen. Sie besuchen in der Ausbildung den Unterricht gemeinsam mit den Seminaristen und sind auch in der Freizeit viel mit ihnen zusammen. Natürlich helfen bei größeren Arbeiten die Seminaristen ihrerseits mit. Sie behalten so die Verbindung zum gewöhnlichen Volk, wissen auch später noch, wie hart körperliche Arbeit ist, und werden um so mehr befähigt, die Gnade der Berufung zum Priestertum zu schätzen.

Die Kongorepublik müßte kein aufstrebendes Entwicklungsland sein, wenn nicht in den letzten Jahren auch die Auseinandersetzung zwischen materiellem Fortschritt und geistiger Kultur heftiger geworden wäre. Manche katholische Eltern stellen sich darum jetzt dem Priesterberuf ihres jungen entgegen, weil er ihnen doch besser Geld verdienen könnte. Dennoch aber gehört die herzliche Liebe der Kongolesen ihren Priestern. Diese Liebe ist sogar in den Wirren nach der Unabhängigkeit des Landes 1960 reifer geworden. Der Priester wird nicht mehr vor allem deswegen geschätzt, weil er

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Neuregelung der heiligen Liturgie

Im Motu proprio «Sacram Liturgiam» Papst Pauls VI. vom 25. Januar 1964 zur Konstitution des Konzils über die hl. Liturgie, das in Nr. 5 der Schweizerischen Kirchenzeitung vom 6. Februar 1964 auf Seite 65 und 66 in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde, sind *alle jene Artikel der Konstitution aufgezählt, die am ersten Fastensonntag, dem 16. Februar 1964, in Kraft treten.* Wir brauchen sie daher hier nicht noch einmal anzuführen, bitten aber alle Geistlichen unserer Diözese, sich auf Grund des Textes des «Motu proprio» genau zu informieren. Wir verweisen auch auf den Kommentar in der heutigen Nummer der «Schweizerischen Kirchenzeitung».

Die Schweizerische Bischofskonferenz wird an ihrer Sitzung vom 17. und 18. Februar 1964 in St. Maurice in Zusammenarbeit mit der Liturgischen Kommission der Schweiz jene Artikel der Konstitution beraten, die von den zuständigen Bischofskonferenzen zu ordnen sind. Die Beschlüsse werden unverzüglich bekanntgegeben.

Solothurn, den 8. Februar 1964

Mit Gruß und Segen

† Franziskus

Bischof von Basel und Lugano

von schwarzer, statt weißer Hautfarbe ist. Er wird nach der gelebten Qualität seines Priestertums beurteilt, und so gibt es am Kongo weiße Priester, die beliebt sind, und schwarze, die es nicht sind, und umgekehrt. So wissen auch Lehrer und Seminaristen in Kalonda: Über der intellektuellen Bildung dürfen wir die Herzensbildung nicht vergessen, und der edelste Wettstreit ist uns aufgetragen, in dem wir alle gleichberechtigt sind und bleiben: der Wettstreit um echte priesterliche Heiligkeit.

P. Heinrich Drenkelfort, SVD, Rom

Bischöfliche Visitation in einer philippinischen Pfarrei

Der Bischof selbst berichtet

Weißer Sonntag. Wir sind für Baco angemeldet: heilige Messe mit Predigt und schlichte kanonische Visitation. P. Tunkel wartet mit den Ministranten vor der Kirchentür. Die Kirche ist vollbesetzt: weniger Männer, mehr Frauen, am meisten Kinder. Sie sind alle sehr aufmerksam. Ilaos, Katechist und ständiger Begleiter des Missionars, stimmt die Lieder an, Katechist Reyes betet und liest vor. Der ungläubige Thomas, den der Herr so gründ-

lich gläubig machte, und die heilige Beichte, für die wir einen echten, starken Osterglauben aufbringen müssen, sind Eckpfeiler meiner Predigt.

Nach der Messe stellt mir der Missionar drei Knaben vor, die im kommenden Juni in unser Seminar eintreten wollen.

Baco ist oft dem Hochwasser ausgesetzt. P. Tunkel zeigt uns an Kirche und Konvent (Pfarrhaus) die drei Flutmarken. Einmal erreichte das Wasser den Taber-

nakel. Es war eine seltsame Fronleichnamspzession, als der Missionar — ohne Stola natürlich — zum Tabernakel schwamm, um das Allerheiligste zu retten. Er will jetzt darum eine hochgelegene Sakristei anbauen, um ein für allemal eine Rettungsinsel zu besitzen, wohin das Allerheiligste geflüchtet werden kann und wo auch heilige Gefäße und Parameter sicher und trocken untergebracht werden können.

Nach dem fröhlichen Frühstück Rundgang. Gebührend bewundern wir Bananen, Ananas, Blumen, besonders die roten Santan, die immer blühen und auch lange in der Vase halten. Alles freie Gelände um Kirche und Konvent ist mit Reis angebaut.

P. Tunkel hat einen sonderbaren Schlafsaal für seine Mangianen, die oft die Nacht über bleiben, selbst erdacht und ausgeführt. Er ist wie ein Taubenschlag, nur offener, ein Dachstuhl auf Pfosten, hinter der Küche draußen angebaut. Es ist ein unmittelbar unter dem niedrigen Dach angebrachter Boden, dessen Bretter breite Spalten zwischen sich lassen. Dort hinauf klettern die Mangianen, schlafen ohne Matten, Kissen und Decke. Sie lassen die Köpfe nach außen hängen.

Bis zum frühen Nachmittag prüfe ich mit meinem Kanzler die Kirchenbücher nach. Dann kommt die persönliche Aussprache mit dem Missionar.

Vereine sind in Baco nicht gut möglich. Das Zentrum ist schwach besiedelt, die Barrios (Außensiedlungen) sind weit zerstreut. Immerhin existiert eine marianische Sodalität. Wie viele öffentliche Schulen gibt es im Pfarregebiet? 19. Und in all diesen Schulen läßt der Missionar Religionsunterricht geben. Er allein kommt dafür auf. In den 19 Schulen werden insgesamt 1889 Kinder von 20 Katechisten unterrichtet. Der Staat läßt den Religionsunterricht nur zu. Der Priester muß für alles aufkommen, die Erlaubnis der Eltern einholen, die Katechisten ausbilden, aussenden und besolden. Es ahnt wohl kein Priester in der Heimat, welche Anforderungen hier an unsere Missionare gestellt werden.

P. Tunkel hat über 20 Außensiedlungen zu betreuen. Jeden Monat liest er in 20 bis 25 Barrios die heilige Messe. Er ist also fast jeden Tag unterwegs, fast täglich liest er zwei heilige Messen.

Im Untergeschoß des Konvents hängen lange Listen auf, die Namen aller Kinder, die hier im Zentrum die Schule besuchen. Auf den Listen ist der sonntägliche Messebesuch aller Kinder genau verzeichnet. Hierhin führt der Missionar die Eltern, die ihn besuchen.

Dort im Untergeschoß steht auch ein wertvoller historischer Tabernakel. Es ist der riesige Holztabernakel des Internationalen Eucharistischen Kongresses von 1937 in Manila. Dieser Tabernakel wurde in unserer Schreinerei des Christ-Königs-Missionshauses von Bruder Richard und seinen philippinischen Arbeitern hergestellt, und zwar aus verschiedenen einheimischen Holzsorten. Er verschwand dann auf einem Kirchen-Estrich und wurde später in die Mission verschenkt. Wir wollen ihn erneuern und in unserm Seminar als kostbares Andenken an die große eucharistische Feier aufstellen.

P. Tunkel gibt noch einige Erfahrungen zum besten. Auf Ostern wird überall auf den Feldern fieberhaft gearbeitet. Aberglauben! Es ist das Fest der Auferstehung

und des Lebens: Was heute gesät und gepflanzt wird, wird sicher aufgehen und gedeihen. Die Arbeit an den Alten ist fast hoffnungslos. Gestern noch wurden zwei begraben, die keinen Priesterbeistand haben wollten. Die Jugend aber kommt zur Kirche. In den Barrios steigen die Kommunionzahlen. Man läßt den Priester auch immer mehr zur heiligen Messe ein.

Zum Abschied schenkt uns P. Tunkel eine schneeweiße und eine noch seltenere rotblaue Orchidee, beide in Töpfen. Sie

stammen aus dem Urwald und sollen nun unser Seminar schmücken. In froher Stimmung kehren wir heim.

Mit Mindoro-Gruß und dreifachem Segen:

Bischof Wilhelm Duschak, SVD
Calapan, Mindoro, Philippinen

PS. Bischof Duschak hat am Konzil mit seinem Vorschlag einer ökumenischen Maßfeier großes Aufsehen erregt.

Christliche Gemeinden in der Türkei

In der Türkei stellt heute das Christentum nur eine verschwindende Minderheit dar. Seit jeher werden die Türken als der Inbegriff islamischer Religion und Kultur gesehen. Heute ist es fast vergessen, daß es im Mittelalter unter den alten Turkvölkern, deren Stämme das riesige Gebiet zwischen Balkan und Mittelasien bewohnten, zahlreiche christliche Gemeinden gab, die jedoch heute spurlos verschwunden sind. So bestanden unter den Gagausen, die ihren Wohnsitz in der Walachei, in Rumänien, Bulgarien und der heutigen Türkei hatten, größere Gruppen türkisch-orthodoxer Christen. Später gab es sogar evangelische Christen unter ihnen, deren Spuren bis in unser Jahrhundert zu verfolgen sind.

Die Tartaren und Baskiren in Rußland waren ebenfalls christlich geworden, und die Bibel wurde ins Tartarische übersetzt. Später wurden diese Turkstämme islamisiert.

Die an der unteren Wolga bis zum Ural lebenden Turken waren im 13. Jahrhundert zur katholischen Kirche übergetreten. Saray, die Hauptstadt des westlichen, Türkisch sprechenden Teilreiches des großen Mongolenreiches, stand in Verbindung mit Rom. Römische Delegationen, die zum Mongolenchan nach Saray entsandt worden waren, trafen Abkommen, um die Kreuzzüge von der Flanke her zu schützen. Um 1260 waren Franziskaner bei der Goldenen Horde. Sie überreichten — von dieser historischen Begebenheit existieren sogar alte Bilder — dem Großchan das Evangelienbuch. In späteren Chroniken ist nie mehr von ihnen die Rede.

Natürlich blieben auch Rivalitäten der getrennten christlichen Kirchen in der Missionierung des Mongolenreiches nicht aus. So waren die Orthodoxen und die armenischen Christen wenig erbaut, als ein mongolischer Prinz katholisch geworden war. 1302 war bereits ein Dominikaner lateinischer Bischof unter den Turkvölkern. Seine Diözese gehörte zu dem Kirchengebiet von Peking, der damaligen Hauptstadt des mongolischen Reiches, später wurde sie eine eigene Kirchenprovinz.

Der Bischof dieser Kirchenprovinz trat sehr aktiv für eine Union zwischen den Kirchen ein. Papst Johannes XXII. (1316 bis 1334), der im 14. Jahrhundert eine Union der katholischen Kirche mit den Ostkirchen anstrebte, richtete u. a. einen Aufruf an den Großchan Özbeke, zum Christentum überzutreten. Offensichtlich war die christliche Religion schon sehr weit im Mongolenreich verbreitet. Im tartarischen Vikariat der Franziskaner gab es allein 14 Klöster mit zahlreichen einheimischen Mönchen.

Ab dem Jahre 1370 ging das Christentum trotz dieser hoffnungsvollen Anfänge unter den türkischen Völkern zurück. Die Züge des Mongolenführers Timur zu Ende des 14. und am Beginn des 15. Jahrhunderts verwischten schließlich alle Spuren.

Die Christen in der heutigen Türkei sind zum größten Teil griechischer Herkunft und unterstehen dem orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel. Dennoch gab es bis ins 20. Jahrhundert in Anatolien im Gebiet von Konya und Karaman eine größere Gemeinde Türkisch sprechender orthodoxer Christen, deren Herkunft im dunkeln bleibt. Sei es, daß sie Reste eines alten christianisierten Turkstammes sind oder daß sie Griechen waren, die sich sprachlich und im Brauchtum assimiliert hatten. 1920 sagte sich ein Teil von ihnen los und gründete eine eigene türkisch-orthodoxe Kirche, die nicht dem ökumenischen Patriarchen untersteht. Andere, die sich weiter zur griechischen Liturgie bekannten, verließen im Zuge des türkisch-griechischen Bevölkerungsaustausches das Land. K. P.

Aus dem Leben der Kirche

In Afrika steigt die Zahl der Katholiken

Von 1951 bis 1961 ist die Zahl der Katholiken im Verhältnis zur gesamten eingeborenen Bevölkerung Afrikas in beträchtlichem Ausmaß gestiegen. So betrug der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung Westafrikas im Jahre 1951 kaum mehr als 4 Prozent, bis 1961 stieg er auf 6,5 Prozent, in Nigerien auf 7 Prozent und in Ghana auf fast 10 Prozent. In Zentralafrika ist die Zunahme noch stärker: von 26 Prozent im Jahre 1951 stieg die Zahl der Katholiken auf 35 Prozent im Jahre 1961. In Ostafrika ist die katholische Bevölkerung im selben Zeitraum von 13 auf 21 Prozent gestiegen. In der Zeit vom 30. Juni 1959 bis 30. Juni 1961 konnte man in Afrika mehr als eine Million Erwachsenentaufen und fast zwei Millionen Kindertaufen verzeichnen. Auch für die nachfolgenden zwei Jahre, für die noch keine Statistiken vorliegen, zeichnet sich eine günstige Entwicklung ab. Erzbischof Zoa von Yaoundé hat kürzlich auf einer Pressekonferenz erklärt, daß man in den kommenden 15 Jahren mit einem weiteren Aufschwung rechnen könne, falls es der Kirche in diesem Zeitraum gelingt, vor allem in Hinblick auf die junge Generation, Antworten auf die zahlreichen drängenden Fragen der Zeit zu finden. K. P.

C U R S U M C O N S U M M A V I T

**P. Konrad Bollhalder, SMB, Missionar
in Formosa**

Am 20. November 1963 wurde auf dem schönen Waldfriedhof des Exerzitionsheuses in Changhua (Formosa) der Bethlehem-Missionar P. Konrad Bollhalder beigesetzt, der tags zuvor an den Folgen einer Operation verstorben war. Vertreter des Internuntius, des formosanischen Episkopates und der in Formosa wirkenden Missionskongregationen, die Bethlehem-Missionare von Taitung, einige Ingenbohrer Schwestern, eine Abordnung der Missionsstation des Verstorbenen und Angehörige des evangelischen Missionspitals, in dem P. Bollhalder gestorben war, gaben dem Toten das letzte Geleit.

P. Bollhalder stammte aus Stein/Toggenburg, wo er am 4. November 1909 geboren wurde. Die Gymnasialstudien absolvierte er im Missionshaus Bethlehem, Immensee. Während der Studienjahre lernte er nebenbei verschiedene Handwerke, so das Buchbinden und Schuhmachen, in denen er es wohl mit manchem Fachmann hätte aufnehmen können. Er hat mit dieser Handfertigkeit später seinen Mitbrüdern oft kostbare Dienste erwiesen. Nach der Matura zog Konrad 1931 ins Noviziat der Missionsgesellschaft Bethlehem nach Wolhusen, und im folgenden Jahr übersiedelte er zum Philosophie- und Theologiestudium ans neue Missionsseminar in Schöneck ob Beckenried. Am Palmsonntag 1938 empfing er durch Bischof Laurentius Matthias Vinzenz sel. in Immensee die Priesterweihe. Im Oktober des gleichen Jahres wurde er in die Apost. Präfektur Tsitsikar (Mandschurei) ausgesandt.

Auf verschiedenen Vikariatsposten erhielt er eine vielseitige Einführung in die Missionsarbeit, die damals bereits durch die japanische Besetzung des Landes und den ausbrechenden zweiten Weltkrieg sehr erschwert war. 1943 übernahm Pater Bollhalder als selbständiger Pfarrer die große Landgemeinde von Yunhotuin. Zwei Jahre später ging die bedrückende japanische Okkupation zu Ende. Doch die nachgerückten Russen spielten das Land den chinesischen Kommunisten in die Hände. Es begannen die schweren Jahre der planmäßigen Verfolgung der Kirche.

Am 1. August 1947 wurde P. Bollhalder verhaftet und vor ein «Volksgericht» gestellt. Mit allen Mitteln wurden die Pfarrkinder gezwungen, ihren Pfarrer zu verurteilen. Nur mit knapper Not entging er dem Tode. Nach mehrwöchiger Gefangenschaft begab er sich, weil die Mission zerstört worden war, auf die Nachbarstation Lintien. Dort wurde er jedoch, zusammen mit P. Studer, neuerdings verhaftet. Die Soldateska plünderte die Station. Das «Volksgericht» bestrafte die beiden Missionare mit Fußtritten, Faustschlägen

und Ohrfeigen für ihre sogenannten «Verbrechen». Nach weiteren qualvollen Tagen und Nächten wurden sie ins Zentralgefängnis nach Tsitsikar überführt und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Im Gefängnis befanden sich 10 weitere Bethlehem-Missionare. Wir können uns kaum vorstellen, was die Patres in diesen langen Gefängnismonaten auszustehen hatten: durch Schmutz und Ungeziefer, durch die Methoden der «Gehirnwäsche» und gegenseitigen Bespitzelung der Gefangenen, durch die schlechte Kost, das Schlafen auf bloßem Boden und die manchmal gemeinen und rücksichtslosen Mitgefangenen. Es war ein halbes Wunder, daß keiner der Missionare diesen Entbehrungen erlag. Aber vermutlich verursachten diese Jahre in dem sonst so gesunden und kräftigen P. Bollhalder jenes Darmleiden, an dessen Folgen er nun gestorben ist.

Am 1. August 1950 wurde P. Bollhalder mit drei anderen Missionaren freigelassen. Er hätte in die Heimat zurückkehren können, blieb aber freiwillig bei P. Uebelmann in Tsitsikar, um so gut als möglich die Christen zu betreuen und den Mitbrüdern im Gefängnis zu helfen. Durch das Flechten von Strohwaren und Matten, ja sogar durch die Fabrikation von Nägeln konnte er sich etwas Geld verdienen, um den gefangenen Missionaren jeden Tag eine Mahlzeit zu verschaffen. So oft wie möglich brachte er ihnen auch das in einem kleinen weißen Tüchlein versteckte Brot des Lebens. Er setzte so für seine Mitbrüder Freiheit und Leben aufs Spiel.

Ende Oktober 1953 wurde P. Bollhalder zusammen mit P. Uebelmann, zum drittenmal verhaftet und mit «ewiger Verbannung» aus China bestraft. Trotzdem kehrte er wieder nach China zurück, nachdem er in der Heimat kürzere und längere (in Weggis und Warth/Vorarlberg) Seelsorgeaufhilfen übernommen hatte. Wie die meisten vertriebenen Missionare ließ auch ihm der Gedanke an die verlassenen Christen in seiner geliebten Chinamission keine Ruhe. Sobald die Gesundheit es erlaubte, zog er — es war im September 1956 — in die neueröffnete Formosamission, um seinen Chinesen so nahe als möglich zu sein.

Hier durfte P. Bollhalder in den letzten 7 Jahren seines Lebens noch etwas von den reichen Früchten ernten, welche die Chinamissionare durch so lange Leidensjahre unsichtbar vorbereitet hatten. In Formosa kamen ihm die Kenntnisse der chinesischen Sprache, die Missionserfahrungen in der Mandschurei und die neuen Methoden und Hilfsmittel zustatten, die er im Heimaturlaub kennengelernt hatte. Da Not am Mann war, konnte sich Pater Bollhalder allerdings nicht vollamtlich der Seelsorge widmen, sondern mußte den schwierigen Posten eines Missionsprokurators übernehmen. Für die Mitbrüder bedeutete seine selbstlose Güte und Hilfsbereitschaft in den hektischen und aufgeregten Jahren der stürmischen Ausbreitung der Kirche in Taitung ein wahres Labsal. Neben der Verwaltungsarbeit betreute P. Bollhalder immer den einen und anderen Außenposten von Taitung und wußte ein reges religiöses Leben zu entfachen.

An den Schluß dieser kurzen Worte über ein von Gott reich geprüftes und gesegnetes Missionarsleben sei ein Briefzitat gestellt, das den heldenhaften Glaubensgeist des Verstorbenen erschütternd eindrücklich dokumentiert. Der Brief wurde wenige Tage nach der Entlassung aus dem Gefängnis geschrieben: «Was die Jahre hindurch alles geschehen ist, was ich erlebt habe an Freud und Leid, ist zuviel, um es in einem Brief niederzulegen. Gottes heiliger Wille hat alles gefügt zu meinem Besten und zum Heile, wie ich hoffe, vieler Seelen. Das Leid ist ja der befruchtende Regen für unser Wirken. Nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde habe ich es bereut, hierher gekommen zu sein, um zu arbeiten für die Rettung der vielen, vielen Seelen, die in diesem Lande den Vater im Himmel noch nicht kennen. Auch heute ist es mein fester Wille, weiter hier zu beten und zu opfern für die Bekehrung dieses Volkes.»

Dr. Walter Heim, SMB.

Neue Bücher

Plattel, Martinus G.: Der Mensch und das Mitmenschliche. Sozialphilosophie I. Köln, Bachem, 1962, 154 Seiten.

Dieses Buch will eine Grundlegung der Sozialphilosophie bieten und einige ihrer Hauptprobleme darlegen. Da es auf einer «personalistischen Philosophie» aufbauen will, also in mancher Hinsicht existentialistische Problemstellungen anerkennt, steht es der rationalistischen Philosophie (Hegel z. B. inbegriffen) und nicht weniger den materialistischen und kollektivistischen Strömungen weithin ablehnend gegenüber, wirft aber auch dem traditionellen, zum Teil auf der Scholastik fußenden Solidarismus vor, manche Probleme ungenügend erfaßt zu haben, da er sie eben nicht auf personalistischer, d. h. vor allem die Person des Menschen berücksichtigender Grundlage aufbaut. Von den Einzelproblemen seien besonders die Behandlung der Ehe und der Familie erwähnt; besonders bei der letzteren werden dem Solidarismus Unzulänglichkeiten vorgeworfen. In manchen Punkten können wir mit dem Verfasser einig gehen, vor allem in seinem Grundanliegen der nachhaltigeren Betonung der menschlichen Persönlichkeit. In andern Dingen drängt sich jedoch eine Reserve auf, so z. B. in der Auffassung des Wissenschaftsbegriffes, die seinen Ausführungen auf S. 29 zugrunde liegt; soll die Philosophie im Reich der Wissenschaften überhaupt noch Geltung haben, so darf sie nicht derart eingeeignet werden. Aus solchen Stellungen ergeben sich dann jeweils extreme Formulierungen, wie z. B. S. 36: «Könnte der Personalismus seine Auffassung beweisen, dann hätte er dadurch gerade bewiesen, daß seine Auffassung nicht wahr ist!» Oder, um aus andern noch eine zu erwähnen: «Die menschliche Sexualität ist darum kein biologisches, sondern ein personalistisches Geschehen.» Sowohl — als auch' ist in vielen Fällen die bessere Lösung als 'Entweder — oder'. Durch seine Grundlagen und seine ernsthafte Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen zwingt Plattels Buch zu vertiefter Besinnung auf unsere Auffassung; es darf daher als ein Werk von Wert bezeichnet werden. Dr. P. Hildebrand Pfiffner, OSB

Unser päpstlicher Dienst will mit ganzem Einsatz das große Werk fortsetzen, das unser Vorgänger Johannes XXIII. begonnen hat: die Verwirklichung jenes «Ut unum sint», das alle so sehr erwarten und für das Papst Johannes sein Leben geopfert hat.
Papst Paul VI.

Moll, Willi: Vater und Väterlichkeit. Graz/Wien/Köln, Verlag Styria, 1962. 215 Seiten.

«In der Wechselbeziehung zwischen göttlicher und irdischer Väterlichkeit, in der theologischen Fundierung und Konturierung sieht der Verfasser die Notwendigkeit und das Besondere dieser Arbeit» (Vorwort). Er räumt in der theologischen Fundierung mit den verzerrten Gott-Vater-Bildern auf und stellt daneben das biblische Bild des allmächtigen Vaters, des Schöpfers Himmels und der Erde, aber auch des Erzeugers des Sohnes, durch den wir mit dem Vater «ver-söhnt» wurden und immer wieder werden. Die Autorität des Vatergottes normiert das Gewissen des Christen, und in der Geborgenheit des Glaubens an die Vaterschaft Gottes, nicht nur bezüglich seiner Welt-schöpfung, sondern auch bezüglich der Sohneszeugung gedeiht die echte Freiheit der Kinder Gottes. Hier werden die Maßstäbe für die Katholizität und Toleranz, für die verschiedenen Formen der Heiligkeit gebildet und sanktioniert. Aus dem richtigen Gott-Vater-Bild — fern jeglicher Form des Patriarchalismus — wächst auch das richtige, ehrfürchtige Gespräch mit dem Vater, wozu uns der Verfasser mit sehr praktischen Hinweisen anleitet. Nach dem grundlegenden ersten Kapitel zeichnet Moll die irdischen Konkretisierungen des Vaterseins. Er zeigt auch hier die Zerrbilder, aber auch, wie nur im Blick auf die göttliche Väterlichkeit die irdische Verwirklichung gut herauskommen kann, und wie jede irdische Vaterschaft an der göttlichen ihren Maßstab finden muß. So wird der Familienvater zu neuer Autorität gelangen, die in einer Erneuerung der Liebe und der Personalität bestehen wird. So auch erst werden die Väter wieder zu Erziehern, denn «nur der Vater wird jenseits der sozialen Konventionen Herz und Gewissen formen können, der selbst Person wurde» (S. 116). Nur Person wird Personalität formen! — Als weitere Ausformung der Vaterschaft geht der Verfasser der geistlichen Vaterschaft nach, klärt ihren Begriff und umschreibt konkret die Vaterschaft des Priesters, im besondern des Gemeindepfarrers, des Bischofs und des Papstes — «des Vaters der Christenheit». Damit nicht genug. Moll möchte — und sicher mit Recht — die Sozialphilosophie durch eine Sozialtheologie ersetzen. So entwickelt er die Notwendigkeit einer väterlichen Art der Zweitverantwortung des Menschen, vor allem des Mannes, in bezug auf die Ordnung und Gestaltung der Welt. Nicht nur die Familie und die Pfarrei, auch der Staat, ja die ganze Welt verlangt heute nach Prinzipien väterlicher Weltgestaltung: Väter sind gesucht, welche personal regieren und sorgen. Da Moll sich nirgends ins bloße Theoretisieren verrennt, sondern überall praktische Folgerungen zieht und konkrete Forderungen zu stellen weiß, ist der Leser selber stets miteingefordert. Auf jeder Seite spürt man die Lebensnähe, ja Aktualität des Themas; man wird durch die Lektüre engagiert. Der Verfasser hofft, «allen Vätern und denen, die die Sorge der Erwachsenenbildung tragen, damit eine Handreichung zu geben» (Vorwort). Leibliche und geistige Väter, alle, die am sozialen Aufbau der Welt väterlich mittragen und mitverantwortlich sind, werden in diesem Buch sehr viele Anregungen finden.

Rudolf Gadiant

Demmler, Ilse: Der blaue Dagobert. Jugendroman. Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum, 1963, 224 Seiten.

Im Mittelpunkt dieser Erzählung stehen Dagobert, das Schloßgespenst und zwei tapfere Jungen, die nach einem verborgenen Schatz graben und sich als Detektive betätigen, um die vielen Diebstähle im Schloß abzuklären. Es ist eine spannende Geschichte mit Freud und Leid, die selbst Erwachsene anzusprechen vermag und die wir besonders auch für Jugendbibliotheken empfehlen können.

M. F.

Buch der Familie. Aufbau des Buches und Begleittext von Damasus Zähringer, Beuron; graphische Gestaltung von Karl Seelos, Klosterneuburg. Klosterneuburger Buch- und Kunstverlag, o. J., ohne Paginierung.

Der Raum, in dem die Gestaltung des Lebens in einem hohen christlichen Sinn erfolgen kann, ist die Familie. Aber unsere Familie haben wie der Einzelne unter der Flüchtigkeit und Hast unserer Zeit zu leiden. Der Gefahr des Verlassens und der Verflüchtigung erliegen darum leider oft auch die entscheidenden Ereignisse eines christlichen Lebens. Um das, was christlich lebenswichtig ist und über den Alltag hinaus nachwirken sollte, festzuhalten, wurden aus den Kreisen der Beuroner und Klosterneuburger Liturgieerneuerer diese festlichen Blätter zusammengestellt. Sie wollen zuerst einmal die Glieder der Familie, vorab die Eltern, auf die gnadenhaften Ereignisse des Lebens selbst hinweisen: auf die Eheschließung, die Geburt und Taufe der Kinder und dann auf die übrigen Sakramente und schließlich den Tod. Der Kranz von frohen und gnadenvollen Ereignissen soll dann die ganze Familie inniger, ja unlöslich zusammenschließen. Biblische Texte und christliche Symbole, künstlerisch vornehm gestaltet, laden neben den übrigen Begleittexten zu besinnlicher Betrachtung ein und wollen die Bedeutung der Gedenktage unterstreichen. Auch sonst ist das Buch mit aller Sorgfalt gestaltet worden. Zu eigentlichen Dokumenten des Lebens und zu unvergeßlichem Zeugnis echter religiöser Gesinnung sollen die Eltern und die übrigen daran Beteiligten mit ihren Eintragungen diese Blätter machen. — Ein wertvolles Buch für junge Eheleute, welche ihr Familienleben bewußt sakramental gestalten wollen!

Rudolf Gadiant

Kurse und Tagungen

«Für eine bessere Welt»

12 Jahre waren am 10. Februar 1964 verflossen, seit Papst Pius XII. in einem flammenden Appell zur Neugestaltung der christlichen Welt aufrief. Es war gleichzeitig auch die Geburtsstunde der «Bewegung für eine bessere Welt», deren Hauptvertreter der bekannte Kanzelredner P. Riccardo Lombardi, S.J., ist. Ihr Ziel ist es, durch eine Generalmobilisierung aller verfügbaren Kräfte, die Welt von den Fundamenten her neu zu gestalten. Also nichts anderes als «Moralische Aufrüstung» — aber auf kirchlichem Boden! Die Tätigkeit der Bewegung zeigt sich besonders in den sog. *Übungskursen*. Sie sind eine neue Methode der Einkehr, die auf der Tatsache gründet, daß wir Glieder des mystischen

Inhaltsverzeichnis des 131. Jahrganges (1963)

Der heutigen Ausgabe liegt das ausführliche Register zum 131. Jahrgang (1963) der «Schweizerischen Kirchenzeitung» bei. Es ist nun bereits zum 10. Male in gewohnter Umsicht und Sorgfalt von Bibliothekar Dr. Walter Sperisen erstellt worden. Redaktoren und Leser danken dem Ersteller für seine große Mühe, für die er über 100 Arbeitsstunden geopfert hat. Wir hoffen, daß durch das ausführliche Sach- und Personregister der Inhalt unseres Organs erst recht dem arbeitswilligen Benützer erschlossen wird.

J. B. V.

Leibes Christi sind. In einem Schreiben vom 4. November 1963 hat Papst Paul VI. der Bewegung seinen besondern Segen erteilt und Kardinal Antoniutti zu ihrem verantwortlichen Haupt ernannt. Damit ist ein wesentlicher Schritt getan, um die Stellung der Bewegung und ihrer Mitarbeiter innerhalb der Kirche rechtlich festzulegen.

Erstmals findet auch in der Schweiz nach der erprobten Methode der Bewegung ein Übungskurs statt. Er steht unter dem Motto: «Ein Geist — ein Leib» und der Leitung des deutschsprachigen Mitarbeiterteams. Er richtet sich an alle Interessenten geistlichen und weltlichen Standes. Kursort ist das Hotel «Pax Montana» oberhalb Sachseln. *Kursdauer*: Sonntag, 1. März (abends) bis Freitag, 6. März (abends). Interessenten mögen sich bis spätestens 23. Februar 1964 an H. H. Leo Schmid, Pfarrer, Oeschgen (AG), wenden, der mit der Vertretung der Bewegung in der Schweiz beauftragt ist.

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:

Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Professor an der Theologischen Fakultät
Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion,
Manuskripte und Rezensionsexemplare
sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20
Redaktionsschluß: Montag, 18 Uhr

Für Inserate, Abonnemente und
Administratives wende man sich an den
Eigentümer und Verlag:

Räber & Cie AG, Frankenstraße 7-9, Luzern
Buchdruckerei, Buchhandlung, Tel. 2 74 22

Abonnementspreise:

Schweiz:

jährlich Fr. 21.—, halbjährlich Fr. 10.70

Ausland:

jährlich Fr. 25.—, halbjährlich Fr. 12.70

Einzelnummer 60 Rp.

Insertionspreise:

Die einspaltige Millimeterzeile oder deren
Raum 21 Rp. Schluß der Inseratenannahme
Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

Sechs

Kerzenstöcke

Louis XV, Metall, versilbert,
Höhe 76 cm

Verlangen Sie bitte unverbindliche
Vorführung über Tel. 062/2 74 23.

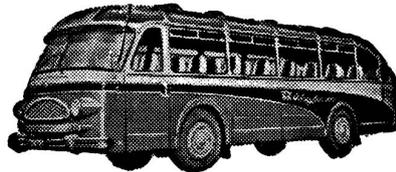
Max Walter, Antike kirchliche
Kunst, Mümliswil (SO)

Ihre Ministranten

freuen sich auch über ein
neues Gewand. Wir füh-
ren die traditionell. Röcke
mit Kragen und dem
weißen Chorhemd; Rock,
Bluse und Dalmatik. Ver-
mehrt ist die Nachfrage
nach Alben. Wir führen
ein schönes Modell in
2 Qualitäten.



ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. HolKirche 041/23318



Ausland-Reisen!

7. April	Ars - Lourdes - Riviera	11 Tage	Fr. 508.-
4. Mai	Rom - Assisi - Padua	10 Tage	Fr. 450.-
19. Mai	Padua - Venedig - Innsbruck	5 Tage	Fr. 200.-
5. Juni	Fatima - Lourdes	16 Tage	Fr. 775.-
27. Juni	Nevers - Lourdes - Ars	9 Tage	Fr. 405.-
13. Juli	Salzburg - Wien - München	6 Tage	Fr. 310.-
3. August	Rheinland - Holland - Belgien	6 Tage	Fr. 328.-
17. August	Ars - Lourdes - Lisieux - Nevers	11 Tage	Fr. 512.-
5. September	Nevers - Lourdes - Ars	9 Tage	Fr. 405.-
21. September	Ars - Lourdes - Riviera	11 Tage	Fr. 508.-
5. Oktober	Fatima - Lourdes	16 Tage	Fr. 775.-

Gut organisierte Fahrten mit neuesten, bequemen Cars. Langjährige Erfahrung. Beste
Referenzen. Ausführliche Prospekte durch Telefon (041) 81 61 73.

J. Auf der Maur, Autoreisen, Arth

Kreuztragender

CHRISTUS

Barock, Holz, bemalt,
Höhe 110 cm.

Verlangen Sie bitte unverbindliche
Vorführung über Tel. 062/2 74 23.

Max Walter, Antike kirchliche
Kunst, Mümliswil (SO)

Pfarrarchive

Übersichtlicher
Archivplan, Archiv-
schachteln, Ablege-
mappen, Archiv-
schränke zu 1042 Fr.
Einordnung von
Archiven besorgt:

Al. Bättig, Can. Bero-
münster. Tel. (045) 3 18 86

Umständehalber ist ein

Lagerhaus

in Rabius GR noch frei
vom 8. August bis Ende
August 1964. Platz für 70
bis 90 Kinder. Auskunft
durch F. von Holzen,
Vikar, Thalwil ZH, Tel.
92 06 05

Eine lehrreiche Unterrichtsstunde

für die Jugend bietet die neue Tonbild-Serie «Die Negermartyrer von
Uganda». (Die jugendlichen Glaubenshelden werden, nach einer Meldung
aus Rom, im Herbst heiliggesprochen.)

Wir führen gern in einer **Religionsstunde**, an einem **Bildungsabend** für
Jugendvereine (Jungwacht, Blauring usw.) diese eindrucksvollen Farb-Dias
vor. Ein packendes Beispiel für die Jugend!

Die Reihe ist begleitet von afrikanischer Musik und dauert 1 Stunde.
Kein Verleih.

Berichten Sie an die **Weissen Väter**, Reckenbühlstr. 14, **Luzern**, Telefon
(041) 23318

CLICHÉS
GALVANOS
STEREOS
ZEICHNUNGEN
RETOUCHEN
PHOTO

ARICO
Cliches

ALFONS RITTER+CO.
Glasmaterg. 5 Zürich 4 Tel. (051) 25 24 01

Neue aktuelle Tonbilder im Verleih

Farbdias und Tonband

Von Johannes XXIII. zu Paul VI. (Abschied vom
toten Papst - Konklave - Papstkrönung -
Wiedereröffnung des Konzils)

Jugend vor dem Bildschirm (Gefahren und
Nutzen des Fernsehens)

Was Hänchen nicht lernt . . . (Pädagogische Be-
deutung des Spielzeugs)

Mietpreis je Fr. 15.- (Fr. 10.- im Abonnement)

Graal-Genossenschaft, Horw bei Luzern
(Telefon 041/41 45 23)

Lichtbilder - Schallplatten - Tonband-
aufnahmen - Religionspädagog. und liturgisches
Schrifttum - Bild- und Tonapparate

12 aktuelle TONBILD-Reihen

für Vereinsanlässe, Unterricht, Gruppenarbeit
und Pfarreiabende, über die verschiedensten
Völker und Kulturen **Asiens, Afrikas und Süd-
amerikas!**

Die weltweite Tonbild-Reportage will den gro-
ßen Anliegen der Weltkirche dienen und be-
richtet von den **Brennpunkten des Missions-
geschehens** in einer Form, die den modernen
Menschen anspricht.

Wir leihen Ihnen die Farb-Dias mit Tonband
(9,5 cm/Sek.) und Vorführmanuskript. Ver-
langen Sie bitte den Propekt!

**Missionssektion, Gymnasium Marienburg,
RHEINECK SG**

Richtlinien für die Feier der heiligen Messe

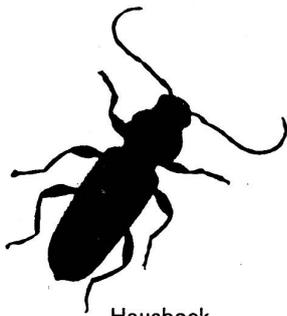
Herausgegeben im Auftrag der Schweizerischen
Bischofskonferenz von der Liturgischen Kom-
mission der Schweiz.

84 Seiten. Fr. 3.-.

I. Allgemeine Richtlinien - II. Normen für die
einzelnen Formen der Eucharistiefeier - III.
Instructio der heiligen Ritenkongregation.



RÄBER VERLAG LUZERN



Hausbock

Merazol

schützt Holz vor

Hausbock
Holzwurm
Fäulnis

Beratung in allen Holzschutzfragen unverbindlich und kostenlos

EMIL BRUN, Holzkonservierung, MERENSCHWAND / AG Telefon (057) 8 16 24

**DEREUX
& LIPP**

Die hochqualitativen, pfeifenlosen
Kirchenorgeln zweier Stilepochen:
— Romantik und Barock —

PIANO ECKENSTEIN

Leonhardsgraben 48
Telefon 23 99 10

BASEL

Für die Kirchenopfer

offerieren wir Ihnen die zweckmäßig. Hilfsgeräte. Opferkasten im Maß von 15 x 12 x 6 cm, starke Ausführung, zum Aufschrauben oder Einmauern. Schriftenstandkässeli aus Guß. Opferbüchsen aus Messing, vernickelt und poliert, mit 2 Griffen, zum Herumgeben. Körbli mit Lederbesatz, hell oder braun. Opferbeutel. Zum Zählen des Geldes Geldsortierer. Auf Wunsch gerne verbindl. Offerte.



ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 23318

Ferienhaus im Bündnerland

Der Kant. Jungwachtbund Aargau vermietet in Ruschein, 15 Minuten ob Ilanz, ein großes Ferienhaus (Platz für 70 Kinder) an sehr schöner, sonniger Lage, mit elektr. Küche, EB- und Spielräumen, Spielplatz, Theatersaal, Schlafzimmer mit neuen Kunststoffmatratzen (Sanitasdrilchüberzügen) ausgestattet. Die Pfarrkirche befindet sich in nächster Nähe des Ferienhauses. Die sehr schöne hochalpine Umgebung bietet Gelegenheit für ausgiebige Wanderungen und Bergtouren. Für die Sommersaison 1964 sind noch folgende Zeiten zu günstigen Bedingungen frei:

Juni bis 13. Juli sowie ab 15. August bis Mitte September

Nähere Auskünfte können unter Telefon Nr. (057) 6 27 65 (wenn möglich abends) eingeholt werden.

Für die Kantonsleitung des Jungwachtbundes Aargau:
Willy Geißmann, Bärholzstr. 18, Wohlen/AG

Ein Geschenkbuch ins Leben

MICHAEL JUNGO

Samen im Wind

Stundenbuch für junge Mädchen. 80 Seiten, illustr. Pappband Fr. 4.90



 RÄBER VERLAG LUZERN



Für die Fastenzeit

Wiederentdeckung des Fastens

Herausgegeben von P. R. Régamey OP
Einleitung Dr. Otto Buchinger
300 Seiten / Pappband mit Glanzfolie Fr. 16.80

«Priester und Ärzte zeigen die verschiedenen Aspekte des Fastens, wie sie uns im Alten und Neuen Testament, bei den Urchristen, den Kirchenvätern, bei Thomas von Aquin, bei Gandhi, aber auch in KZ- und Kriegsgefangenenlagern und in modernen Fastensanatorien begegnen. Ein äußerst anregendes Buch, das dem Menschen von heute helfen will, den Sinn des Fastens wieder zu verstehen und ein heiliges Fasten zu praktizieren.»
(St. Konradsblatt Freiburg)

MIRJAM PRAGER OSB

Kreuzweg mit Israel

Vorwort Friedrich Heer
16 zweifarbige Illustrationen von Karl Seelos
52 Seiten / Taschenformat / Fr. 5.50

«Wir können dem, was Christen in bald 2000 Jahren Juden angetan haben, nur unter dem Kreuze ins Gesicht sehen. Diese kleine, doch so biblisch reine Kreuzwegandacht aus Betrachtung und Gebet lenkt den Christen auf seinen Ursprung aus Israel zurück und ruft unser Gebet für die Begnadigung des jüdischen Volkes. Empfohlen auch für Andachten in der Gemeinde.»
(Borromäusverein Bonn)

Durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD - WIEN - MÜNCHEN

Wir haben noch einen Vorrat

Volksmeßbücher

Bomm und Schott, die wohl die neue Karwochenliturgie, jedoch nicht die allerletzten Neuerungen enthalten. Wir bieten diese

zu stark reduzierten Preisen

an. Die Preise sind je nach Ausgabe und Einband verschieden. Da es sich nur um geringfügige Unterschiede zu den neuesten Ausgaben handelt, lassen sich diese Meßbücher sehr gut verwenden.

BUCHHANDLUNG RÄBER LUZERN